

ROBERT FELDHOFF

Die Blinde von Olymp

1.

Boscyks Stern: Lodern

Polycran Beam löste sich aus dem Schatten seiner Roboteskorte. Drei Sekretäre schwatzten nervös, blieben aber bei der Eskorte zurück. Kräftiges Gelächter erscholl. "Siehst du?" Carl stieß sie unauffällig in die Seite. "Da kommt der Fürst! Er ist wirklich persönlich gekommen. O Mann! So was habe ich noch nie erlebt!"

Der Raumhafen, einer von mehreren auf Olymp, barst vor Aktivität.

Im Hintergrund wurde ein Schiff der Freihändler entladen, das kostbare Schwingquarze mit sich führte. Hundert Kampfroboter achteten auf die Sicherheit. Zwanzig Schiffe zeichneten sich gegen den blauen Himmel ab; und das allein in diesem Sektor des Hafens. Trade City - eine Perle der menschlichen Zivilisation. Hier existierte Arm neben Reich, himmelschreiendes Unrecht neben einem sozialen System, das in der Galaxis seinesgleichen suchte.

Der breitschultrige Mann beeindruckte Semica Shine mehr, als ihr recht war. Er war so ganz anders als Carl. Die Haare des Mannes waren von einem gesunden, glänzenden Blond, der Bart war nur ein zwei Tage alter Schatten.

Und was für Zöpfe!

Semica staunte mit offenem Mund. Die Enden reichten hinunter bis auf die behaarte Brust. Mehr als hundert

geschliffene Diamanten funkelten, eingeflochten in kleine blaue Schleifen.

Aber es handelte sich um ganz besondere Steine - um solche aus Oxtorne-Silber nämlich. Allein damit hätte sie sich zwanzig Jahre sorgenfreies Leben finanzieren können. Doch Semica neidete dem Fürsten seine Schätze nicht. Schließlich war er ein Minister der Regierung, sie nur eine Hochfrequenz-Physikerin.

"Semica!"

Carl stieß ihr verstohlen seinen Ellbogen in die Seite. Sie zog ein schuldbewußtes Gesicht; es gehörte sich nicht, den Fürsten so unverhohlen anzustarren.

"Wen haben wir da?" dröhnte der mächtige Regierungsmann. "Semica Shine, nicht wahr?" Polycran Beam bückte sich, nahm ihre Hand und setzte einen gefühlvollen Handkuß. Seine Augen leuchteten aus dem herben Gesicht, er versprühte unglaublichen Charme mit einem einzigen Lächeln.

"Ja... Semica Shine, richtig. Schön, daß Sie uns besuchen, Fürst!"

"Hätte ich Sie vorher gesehen, Semica, ich hätte mehr Zeit eingeplant, als nur diese zehn Minuten. Ich muß meine Sekretäre rügen!"

Neben ihr räusperte sich eifersüchtig Carl.

Beam wandte sich ihm zu. Die beiden Männer tauschten einen festen Handschlag. Nun konnte ihrerseits Semica beobachten, wie Carl dem Charisma des Fürsten erlag.

"Und Sie sind Carl Shine, nicht wahr?"

"Richtig. Ein Experte für Sonnenforschung."

"Carl und Semica, ich wünsche euch viel Glück. Leider ist Olymp ein Planet der Freifahrer, der Händler, der Krämerseelen und Halunken! Hier gibt es wenige

Wissenschaftler! Ich verlasse mich darauf, daß ihr auf AKAM I gute Arbeit leistet! Laßt euch nicht unterkriegen, bis irgendwann einmal! Ich empfehle mich!"

Und schon war der Fürst verschwunden. Semica sah nur noch seinen Kopf, der zwischen Roboteskorten untertauchte.

"Was für ein Mann", meinte Carl versonnen.

"Ja", sagte sie. "Was für ein Mann." Semicas Blick folgte der Kolonne. Dann jedoch riß sie sich von ihren Gedanken los und wandte sich Carl zu. "Aber du bist der, den ich liebe, weißt du das?"

Er lächelte nur. Sie wußte, daß er es wußte.

"Und was tun wir nun? Drei Stunden Zeit bis zum Abflug der Fähre."

Semica kniff die Augen zusammen. Ihr Lächeln war abwartend, herausfordernd.

"Was denkst du denn, mein Liebster?"

"Ich denke, wir bummeln zuerst eine Stunde durch die Gryton-Viertel, anschließend nehmen wir uns ein kleines Zimmer, und dann ..."

"Was dann?" bohrte sie.

Carl ließ seine Hände an ihrem Rücken abwärts wandern. "Das erfährst du später, meine Schöne."

Olymp im Jahre 3410, terranische Zeitrechnung.

Was für ein Planet, dachte Semica. Sie, die sie von einem der Kleinkontinente stammte, aus der Provinz namens Jammar, war immer wieder aufs neue beeindruckt.

Trade City präsentierte sich in diesem Teil als überschäumende Metropole. Der Raumhafen diente den Freihändlern der gesamten Milchstraße als Zentrum. Hier lebte die Stadt nahe an den Grenzen der Überlastung, während andere Bereiche weitgehend leerstanden.

Fünfzig Millionen Einwohner hätte Trade City verkraften können; doch nicht einmal eine Million lebte ständig hier. Teilweise lag das an der Natur des Freifahrervölkchens. Ständig waren die Schiffe unterwegs in der Milchstraße, immer auf der Suche nach einem lohnenden Geschäft. Aber davon bemerkte der flüchtige Besucher wenig.

Die Gryton-Viertel boten ein kunterbuntes Durcheinander. Viele hundert Terraner durchstreiften die Vergnügungsparks, dazu Springer mit ihren Sippenhorden, Ertruser, die quadratischen Riesenzwerge von Epsal und viele Rassen mehr, die Semica nicht einmal kannte.

"Sieh mal!" rief Carl. "Da vorn, eine Gravobahn!"

"Fahren wir?"

"Und ob!"

Ausgelassen hüpfsten sie auf die Bahn zu. Es waren ihre letzten Stunden auf Olymp, vielleicht für einige Jahre. Zunächst wartete auf sie beide die Korona von Boscyks Stern.

Protuberanzen stiegen auf. Lodernde, wasserstoffbrennende Flammen, tausend Kilometer hoch. Ein solches Rot bekamen im Leben nur wenige Menschen zu sehen.

Semica vertrieb den Gedanken. Sie wollte sich amüsieren, nicht wie das Kaninchen vor der Schlange erstarrten. Fünfzig Wissenschaftler auf engstem Raum, alle auf der Spur der seltsamen Anomalie... Einerseits schüttelte sie die Vorstellung, auf der anderen Seite freute sich Semica.

Drei Stunden noch.

Die Gravobahn sah aus wie ein altertümliches Karussell. Halb geschlossene Schlitten für zwei Personen liefen auf einer Kufenstrecke. Loopings und Abhänge dieser Art hatte sie noch nie gesehen.

“Halb so schlimm, Semica.”

Carl nahm sie in den Arm, schob beiläufig seine Kreditkarte in den Schlitz und ließ die Gebühr abbuchen. Geld hatten sie ja nun genug.

Hinter ihnen bildete sich eine Schlange von zehn Personen. Sie wurden nach vorn gedrängt und nahmen im erstbesten Schlitten Platz. Semica legte ihre Arme um Carl. Es war zwar kindisch, doch ein bißchen fürchtete sie sich vor der Fahrt.

Der Schlitten ruckte an.

Ein Gravo-Element beschleunigte sie mit wahnsinnigen Werten die steile Schräge hoch. Und da vorn war der Abhang. Sie wurden hinuntergerissen - und einen Moment lang fühlte sich Semica, als sei dies freier Fall.

Beide schrien zugleich. Während Carls Schrei jedoch purem Übermut entsprang, war es bei Semica reine Panik. Sie wollte aussteigen, heraus aus diesem Schlitten. Doch die rasende Fahrt trug sie mit. Eine Möglichkeit zum Aussteigen existierte nicht.

“Völlig ungefährlich”, hörte sie Carl reden. “Du wirst sehen, wie das Spaß macht!” Semica wollte eine Hand vor das Gesicht schlagen. Aber sie war wie gelähmt. Vor ihren Augen verschwand plötzlich ein Teil der Kufenstrecke. Sicher, Traktorstrahlen hielten den Schlitten fest - aber der Eindruck von freiem Fall war so beängstigend real.

Lodernde, wasserstoffbrennende Flammen, tausend Kilometer hoch.

Eine Ewigkeit verging. Dann allerdings erreichten sie das Ende.

Semica spürte, daß sie leichenblaß war.

“Na, das war ein Spaß!” Carl zog sie hinaus, ohne ihr einen Blick zu schenken. Das geschah erst, als sie das Gedränge hinter sich gelassen hatten. “Semica! Du weinst ja, Liebste.”

Sie klammerte sich an ihn und trocknete ihre Tränen an seinem Overall. Robotische Marktschreier zerrissen die Stille; keine Zeit für Romantik.

Aber zumindest Carl war nahe bei ihr und gab soviel Geborgenheit, wie er konnte. War es seine Schuld, daß er manchmal so wenig Einfühlungvermögen aufbrachte? Daß er nie und nimmer verstanden hätte, wie ihr zumute war?

“Nun bleib' doch mal stehen, Semica.”

Er nahm sie in die Arme, und sie ließ es sich gern gefallen. Wenn es etwas gab, was Carl wirklich beherrschte, so war es Küsse. Das Gefühl brachte sie auf andere Gedanken. Semica lächelte unwillkürlich.

“Wie wäre es jetzt mit einem Zimmer?” fragte er. “Wo wir allein sein können.”

Sie suchten sich eine kleine Absteige nahe dem Raumhafen. Und Semica hatte überhaupt nicht das Gefühl, dies wäre eine billige, abstoßende Lösung.

Ein Robotpage führte sie nach oben.

“Wie lange gedenken Sie zu bleiben?”

“Das geht dich nichts an”, versetzte Semica.

Der Robot blieb zurück, sie schlügen hinter sich die Tür zu. Ein einziges Fenster ließ Frischluft von draußen eindringen. Olymp. Vielleicht war jeder Planet besser als

Monate in der Enge einer Raumstation.

Dämmerung überzog Trade City, und der Horizont glomm in einer Mischung aus Samtbraun und weichem Rot.

“Auf den Sonnenuntergang müssen wir verzichten”, sagte sie.

“Wir finden etwas anderes. Auf ARAM I scheint die Sonne den ganzen Tag. Und wir haben uns beide, Semica.”

“Ja.”

Sie umarmte Carl und zog ihn aufs Bett. Sein schmales, gräuliches Gesicht war so vertraut, der Blick voller Zuneigung und ohne jedes Geheimnis.

“Carl”, sagte sie, “ich möchte ein Kind von dir. Es soll hier gezeugt werden. Ich will, daß es ein Planetenkind ist, nicht ein Kind des Weltraums.”

“Alles, was du möchtest”, flüsterte er. “Ich will immer bei dir sein, dir jeden Wunsch erfüllen. Und dieses Kind ist auch mein Wunsch.”

Semica öffnete die Spange, die ihr Haar zusammenhielt. Ihre Stiefel flogen in eine Ecke. Sie lächelte herausfordernd. “Nun, starker Mann? Was tust du jetzt?”

“Das wirst du sehen, schöne Frau.”

Sekunden später krochen sie unter die Bettdecke. Semica atmete schwer; sie spürte Carls Fingerspitzen auf ihrem Körper. Forschend, tastend, erregend . . .

“Dahinten steht die Fähre!” rief sie.

Semica deutete auf das eiförmige Kleinraumschiff, das etwas abseits am Rand des Hafens auf sie wartete. Mit ihrem Gleiter ließen sie alle Betriebsamkeit hinter sich. Es war ein altes Schiff; vielleicht hatte es irgendwann einmal als Kurierraumer Dienst getan. Heutzutage sah die Hülle schrundig, ja fast schimmelig aus. Aber das war bei vielen Raumschiffen der Fall. Man sollte nicht viel auf den äußeren Eindruck geben.

Sie ließ den Gleiter im Schatten einer Teleskopstütze niedergehen.

Von hier aus wirkte die Wandung wie ein Gebirge dabei handelte es sich lediglich um hundertzwanzig Meter. Eine Schleuse fuhr auf. Das rötliche Flimmern zeigte ein Transportfeld an. Nur die paar Schritte noch.

Semica und Carl stiegen aus dem Gleiter.

Sie warf einen wehmütigen Blick zurück.

Jammar, ihr kleiner Heimatkontinent, Trade City, die fast leere Metropole, deren Leben sich pulsierend auf wenige Quadratkilometer drängte... Und der Hafen, der Anschluß an den Rest der Milchstraße.

Zum Glück blieb ihr Carl.

Semica trat als erste vor und ließ sich vom Transportfeld nach oben ziehen. Gemeinsam erreichten sie die Schleuse, von dort aus folgten sie den Wegweisern in die Zentrale. Insgesamt machte das Schiff einen sauberen Eindruck, und nicht ein einziges der Aggregate wirkte schlecht gewartet.

“Da sind Sie ja”, sagte der Pilot. “Carl und Semica Shine?”

“Richtig. Und Ihr Name?”

“Interessiert nicht.”

Tief im Rumpf fuhren Kraftwerke und Triebwerke hoch. Die Bildschirme zeigten Ausschnitte des Hafens. Sekunden später wuchs das Bild an; sie waren gestartet. Bald erkannte sie Trade City von oben. Es war das erstmal, daß sie den Planeten verließ. Sonderbar — dabei hatte sie eine komplette Ausbildung absolviert.

Aufgeregzt faßte sie Carls Hand.

“Setzen Sie sich. Es macht mich nervös, wenn jemand hinter mir rumsteht.” Der Pilot war ein echter Griesgram mit verkniffenem Gesicht. Wahrscheinlich taugte er nicht mehr zum Dienst in Handelsschiffen.

Semica und Carl nahmen zwei der freien Sessel vor der Panoramagalerie. Der Raumer ließ zunächst die Atmosphäre hinter sich, dann folgte eine kurze Linearetappe. Schon Sekunden später fielen sie in den Normalraum zurück.

“Da wären wir”, sagte der Pilot.

Vor ihnen nahm eine riesenhafte rote Scheibe den gesamten Raum ein.

Boscyks Stern! Obwohl die Sonne zu den kleinen Sternen gehörte, obwohl die Protuberanzen im Vergleich etwa zur Wega lächerlich waren, fühlte sich Semica wie erschlagen. Sie hätte Raumflüge unternehmen sollen. Transmitterreisen waren kein Ersatz für den Augenschein.

Rasend schnell bremste das Eischiff ab. Aus dem Rumpf drang lautes Hämmern zu ihnen; und Semica krallte unwillkürlich die Hände um die Lehnen.

Auf Carls Stirn standen Schweißperlen.

Der Pilot grinste. “Keine Angst!” meinte er. “Die Reaktoren sind alt, aber ein paar Lichtjahre machen sie's schon noch. Unwahrscheinlich, daß das gute Vehikel ausgerechnet heute hochgeht!”

“Unwahrscheinlich ist nicht ausgeschlossen”, gab Carl humorlos zurück.

Der Pilot lachte meckernd. “Regen Sie sich wieder ab. Ich mach' bloß Spaß. Ich verwette meine Enkelkinder, daß wir pünktlich und sicher ankommen. Zufrieden?”

Carl gab nur ein Brummen zurück, und Semica hatte nicht die geringste Lust, sich in diese Unterhaltung einzuschalten. Sie starnte wie gebannt auf die Schirme. Kurz voraus kam ein Fleck in Sicht. Es handelte sich um eine Unterbrechung des Sonnenrots, einen hochkant gestellten Diskus von zweihundert Metern Durchmesser.

“Die Station”, stellte sie mit oberflächlicher Ruhe fest.

“Ja”, stimmte der Pilot zu. “Das ist ARAM I.”

Semica erreichte als erste die Schleuse. “Richtig”, gab sie zurück. “Und wer sind Sie?”

“Mein Name ist Slis Dekker.” Die Stimme des abgebrochenen Riesen erfüllte den Schleusenraum. Seine Beine ähnelten Marmorsäulen, die Arme waren dick wie die Tentakel einer Arbeitsmaschine. “Ich bin der Erste Hochdruckchemiker von ARAM I. Kommen Sie mit.”

Eine Weile folgten sie dem kleinen Koloß schweigend durch Korridore und Antigravlifts. Semica sog den Anblick der Umgebung förmlich in sich auf. Nie zuvor hatte sie sich in derart hochtechnifizierter Umgebung befunden.

“Wer hat ARAM I gebaut?” wollte sie wissen.

“Die Terraner, wer sonst. Fürst Beam hat den Kauf in die Wege geleitet.”

“Mich interessiert vielmehr, wieso die Kommandantin nicht zur Begrüßung gekommen ist”, sagte Carl.

“Sie hat ihre Gründe”, gab Slis Dekker ausweichend zurück. “Fragen Sie sie selbst. Da sind wir.”

Vor ihnen fuhr ein Schott beiseite.

Der Raum dahinter diente als Zentrale, soviel wurde auf den ersten Blick klar.

Rechterhand befanden sich sämtliche Einrichtungen der Schiffsleitung, den linken Flügel bedeckten wissenschaftliche Geräte.

Wahrscheinlich liefen alle Daten hier zusammen.

“Carl und Semica Shine”, sagte der Epsaler.

Zehn Personen verstummten. Wie auf Kommando drehten sie sich um. Eine Frau und ein Mann traten vor.

“Ich bin Nulta Minki”, sagte die Frau. “Der Fürst hat mich zur Koordinationschefin der wissenschaftlichen Abteilungen berufen. Bevor ich euch eure Stationen zeigen lasse, soll eines klar sein: Mein Kommando gilt auf ARAM I. Mir seid ihr auskunftspflichtig.”

Semica war wie vor den Kopf geschlagen. Sie hatte eine andere Begrüßung erwartet. “Und mein Name ist Perth Verth.” Der breitschultrige Mann machte einen jähzornigen, mißgünstigen Eindruck. “Und nun, da unsere Quotenolympier eingetroffen sind, kann es endlich losgehen.”

“Was soll das heißen?” fragte Semica eisig.

“Genau das, was ich gesagt habe. Keiner hier glaubt, daß ihr gebraucht werdet.”

Carl ballte die Fäuste. “Das wird sich zeigen, Verth. Wir werden sehr schnell sehen, wessen Qualifikation hier in Frage steht.”

An der Stirn des anderen Mannes schwoll eine Zornesader. “Wenn Sie verdammt Laie damit sagen wollen ...”

“Schluß!”

Die energische Stimme gehörte Nulta Minki. “Carl Shine, nehmen Sie sich zusammen. Perth Verth ist unser bester Physiker. Und jetzt wird Quitta Ihnen Ihre Stationen zeigen. - Bitte!”

Auffordernd wies sie Carl und Semica in Richtung einer Exotin, die lächelnd an der Schleuse wartete.

“Kommen Sie!”

Die Frau trug eine Art Schutzpanzer mit transparentem Helm. Wahrscheinlich atmete sie ein anderes Luftgemisch. Ihre Haut war dunkelblau, wirkte dabei aber fahl und rissig. Von ihr stammte das erste Lächeln, das sie in AR AM I zu sehen bekamen. Schlimme Vorzeichen, dachte Semica. Ihr Leben lang würde sie es hier gewiß nicht aushalten.

Leider arbeiteten sie nicht im Team. Während der Forschungsdiskus Kurs auf die Korona nahm, wachte Semica allein an ihrem Stand. Ihr Fachgebiet war Hochfrequenzphysik, besonders das kaum erforschte Psi-Spektrum. Boscyks Stern... Alle Ängste ballten sich auf dem Meinen Bildschirm. Das Lodern der Sonne sah genauso aus, wie sie gefürchtet hatte. Zum Glück gab es kein Fenster.

Gewiß, hinter den starken Schirmen der Station waren sie in Sicherheit. Die Schirme waren sogar stärker als alles, was es auf vergleichbaren Raumschiffen gab. Kein Kampfschiff hätte ähnlich weit zum Kern einer Sonne vordringen können.

Und dennoch schlug etwas in ihr Alarm.

Semica gab unbewußt mehr darauf als sie wollte.

Der erste Tag verging ohne Zwischenfall. Die erwarteten Katastrophen ereigneten sich eher auf menschlichem Gebiet. Zweimal nahm sie über die interne Kom-Leitung Kontakt mit Perth Verth auf; und zweimal endete das Gespräch in gegenseitiger Antipathie.

Als sie am Ende des Tages Carl in die Arme schließen konnte, war Semica froh. Sie bewohnten eine Doppelkabine: Zwanzig Quadratmeter inklusive Naßzelle, das war für mindestens ein Jahr lang alles.

“Oh, Carl. Was für ein Schlamassel. Das habe ich nicht erwartet.”

“Ich genausowenig, Liebste. Wir müssen uns durchbeißen, auch wenn es schwerfällt.”

“Ja, ich weiß.”

Aber schon der nächste Tag brachte Neuigkeiten. Seit einem Monat hatten bodengebundene Stationen auf Olymp sonderbare Anomalien in Boscyks Stern beobachtet. Niemand konnte sich erklären, was da in Kern und Korona geschah.

Es sah aus, als blähe sich der rote Stern zu einer Nova auf; was allerdings völlig ausgeschlossen war. Boscyks Stern hatte noch viele Millionen Jahre vor sich.

Eine Weile hatte sich die Anomalie zyklisch beobachten lassen. Dann wieder war sie völlig verschwunden gewesen - bis heute. Inzwischen aber schwebte ARAM I in der Korona. Die Station steckte randvoll mit Wissenschaftlern, die Technik war eigens für Zwecke dieser Art konzipiert.

Da war es wieder.

Mit einemmal dieses furchtbare Lodern, von einer Sekunde zur anderen nahm die Stärke der Protuberanzen um einen Faktor achttausend zu. Und Semica stellte fest, daß sich ein gut Teil der Aktivitäten im Psi-Spektrum abspielte.

Die Frau tastete eine Nummer ein.

Am anderen Ende meldete sich Perth Verth, aufbrausend und zornesrot im Gesicht. Wie immer — wenn er sie oder Carl zu Gesicht bekam. Die sogenannten Quotenolympen gingen ihm gewaltig gegen den Strich. Und warum? Nur aus verletztem Stolz wahrscheinlich.

“Verth, ich habe erste Ergebnisse.”

“Spielen Sie sie zu uns auf die Monitoren.”

“Sie sind längst oben vorhanden”, sagte Semica. “Schauen Sie auf die Einheiten 13 und 38. Ich habe diejenigen 5-D-Frequenzen, die im kurzweligen Bereich am stärksten hervorstechen, markiert.”

Der andere warf einen bösen Blick zur Seite. “Das sehe ich. Und was soll ich damit anfangen?”

“Vorerst gar nichts”, gab Semica eisig zurück. “Das liegt bei mir. Und ich habe Bedenken. Ein Teil der Psi-Strahlung liegt in Bereichen, die wir kaum noch anmessen können. Ich bin sicher, daß unsere Schutzschirme dagegen höchstens Papier sind. Absolut durchlässig.”

“Na und? Seit wann hat Psi-Strahlung schon mal jemandem geschadet?”

“Keine Ahnung. Niemand hat so eine Geschichte je untersucht.”

“Dann tun Sie es eben”, erwiderte Perth Verth. “Und ich will keine Räuberpistolen hören, verstanden? Ich denke, ihr verdammten Freifahrer seid so ein mutiges Volk.”

“Das tut nichts zur Sache.”

“O doch! Denn wenn Sie mir empfehlen wollen, daß wir uns mit ARAM I zurückziehen, dann werfe ich Ihnen Feigheit vor!”

“Ich habe diesen Vorschlag nicht gemacht. Der Sicherheitsbereich Physik liegt allein in Ihrer Verantwortung. Dafür stehen Sie gerade, Verth. Sie und Nulta Minki. Aber vielleicht interessiert Sie etwas anderes...”

“Was?”

“Daß ich die ersten Vermutungen aus meiner Warte bestätige. Boscyks Stern explodiert auf Raten.”

“Unmöglich. Sogar Sie sollten das wissen.”

Semica entschloß sich, härtere Geschütze aufzufahren.

“Jetzt hören Sie mal zu, Perth Verth.” Sie spuckte den Namen beinahe aus.

“Entweder, Sie befleißigen sich mir und Carl gegenüber eines anderen Tones, oder ich werde etwas gegen Sie unternehmen.”

Verth lachte sarkastisch. “So, meine Schöne? Und was?”

“Ich bin nicht Ihre Schöne, merken Sie sich das. Und wenn Sie es wissen wollen: Noch eine weitere Entgleisung, und ich lasse Sie durch Fürst Polycran Beam von Ihrem Posten entfernen.”

Semica streckte die Hand aus und schaltete geistesgegenwärtig den Ton ab. So sah sie zwar, wie die Ader an Verths Stirn fast bis zum Platzen anschwoll, wie das Gesicht puterrot anlief, doch die wüsten Beschimpfungen gingen an ihr vorbei.

Daß eine Absetzung keineswegs in ihrer Macht lag, störte sie nicht. Semica lächelte.

Als Verth kurz Luft holte, schaltete sie den Ton wieder zu. “Also Ruhe in Zukunft, klar?”

In der Sekunde darauf hatte sie die Verbindung unterbrochen. Gewaltsam riß sie sich zusammen. Es gab Wichtigeres als den Physiker.

Zum Beispiel diese Frequenzen... Nie zuvor hatte Semica etwas gesehen, was dem hier ähnelte. Und sie hätte schwören mögen, daß es allen anderen genauso ging.

Eine Woche verstrich.

Die ganze Zeit tat sie ihre Arbeit. Tatsächlich hielt sich Perth Verth sehr zurück; nur seine Mimik hatte er nicht im Griff. Daran jedoch störten sich Semica und Carl kein bißchen. Sie hatten genug zu tun, das Mißtrauen beim Rest der Besatzung zu überwinden.

Der Schlüssel lag in ihrer fachlichen Kompetenz. Und sie beide erhielten Gelegenheit genug, diese unter Beweis zu stellen.

Am Ende des siebten Tages traf sie Carl in ihrer Unterkunft. “Carl?” “Ja, Semica?”

“Komm her. Ich möchte dir etwas sagen.” Der schmale Mann kam aus der Naßzelle und wischte sich mit einem Tuch das nasse Gesicht ab. “Was ist denn los, Schatz?”

Sie wartete ab, bis er neben ihr saß, und schmiegte sich eng an ihn. Semica küßte ihn zärtlich. Dann erst sagte sie: “Heute ist meine Periode ausgeblieben. Ich habe einen Test gemacht. Carl, ich bin schwanger.”

Lodernde, wasserstoffbrennende Flammen, tausend Kilometer hoch. Protuberanzen stiegen auf.

“Das... das ist unglaublich für mich.” Carl stotterte vor plötzlicher Verwirrung.

“Das ist unglaublich schön für mich, Semica.” “Ich weiß das.”

Sie legten sich in den Armen und schliefen eng beieinander ein.

Während der zwei nächsten Wochen hielten die Emissionen im hochfrequenten Hyperspektrum unvermindert an. Semica erfand einen Namen dafür: Sie nannte das ganze Phänomen “Blow-Up-Variable”.

Denn als variabel erwies sich die Strahlung in der Tat; mehr, als sie alle sich gewünscht hätten. In der vierten Woche erreichten die Werte ungeahnte Höhen.

Boscyks Stern spuckte Wasserstoff und andere Gase aus der Korona ins freie All. Das jedoch war es nicht, was ARAM I die Schwierigkeiten bereitete. Vielmehr war die Variable selbst schuld.

Mit einemmal ereigneten sich Wechselwirkungen zwischen ihrem Schutzschild und der Psi-Strahlung.

Semica schlug unverzüglich Alarm. "Ich garantiere für nichts", sagte sie über die interne Leitung. "Alles kann geschehen."

"Solange wir nicht plötzlich im Herzen einer Nova stecken", wiegelte Nulta Minki ab, "ist es nicht so schlimm."

"Aber der Schutzschild könnte aussetzen!"

Von der Seite schaltete sich grinsend Perth Verth ein. "Sie werden lachen: Das hat er sogar schon getan. Aber nur für 10 hoch minus 6 Sekunden. Viel zu kurz, als daß irgendein Mensch davon etwas mitbekäme."

Semica riß die Augen auf. "Sie wollen sagen, Minki, daß Sie ARAM I weiterhin an Ort und Stelle lassen?"

"Richtig. Es gibt zwei Möglichkeiten: Entweder, der Stern wird zur Nova, dann sind wir alle tot. Verth versichert allerdings, daß das ausgeschlossen ist, und ich glaube ihm. Zweitens: Boscyks Stern schummelt uns gewissermaßen etwas vor. Dann sind wir hier im Satelliten in Sicherheit."

Semica spürte, wie sie vor Zorn blaß wurde. Mit einer Hand strich sie über ihren Bauch; eine unbewußte, sorgenvolle Geste.

"Ich bin die einzige Spezialistin an Bord, die die Dinge beurteilen kann. Und ich sage, ziehen Sie ARAMI aus der Korona ab!"

"Nein."

"Ich verlange, daß meine Bedenken ins Logbuch eingetragen werden!"

Nulta Minkis Kieferpartie verspannte sich. "Wie Sie wünschen."

Dann war die Verbindung unterbrochen. Semica hatte alles versucht — und war gescheitert. In den nächsten Minuten nahm sie weitere Auswüchse der Blow-Up-Variablen wahr. Die Geräte zeigten schlimme Spitzen, hundertmal höher noch als vor wenigen Minuten.

Zwei Stunden vergingen.

Semica versuchte mehrmals, zur Zentrale durchzukommen. Doch die Koordinatorin verweigerte jedes Gespräch. Dabei konnte sich Semica denken, was jetzt dort oben los war.

Die Schirme...

Etwas in ihr verkrampte sich, bis sie starke Bauchschmerzen bekam. Auf den Außenmonitoren spielten sich Szenen ab, wie sie sie niemals zuvor gesehen hatte. Das rote Lodern war zu einer Art Schmelzofen geworden, in das irgend jemand kaltes Wasser goß.

Boscyks Stern befand sich in heillosem Aufruhr. Und sie, Semica, wartete mit Carl direkt an der Quelle.

Sie lachte zynisch.

Fast hätte sich die Frau in einen Anfall von Hysterie hineingesteigert. Doch im selben Augenblick riß ein heftiger Ruck sie von den Beinen. Sie rutschte auf Gesäß und Rücken quer durch den Raum.

"Hilfe! Hilfe, verdammt!"

Niemand gab Antwort. Aus den Tiefen von ARAM I drang ein metallisches Stöhnen bis hierher.

Und als Semicas Blick auf die Anzeigen fiel, stockte ihr der Atem. Die Spitzen hatten, im Vergleich zu gestern-, einen Faktor zehntausend erreicht.

ALARM! ALARM! gellte eine automatische Stimme. SCHUTZSCHIRME BRECHEN ZUSAMMEN! BEGEBEN SIE SICH IN DIE RETTUNGSBOOTE! SCHUTZSCHIRME BRECHEN ZUSAMMEN...

Semica blieb liegen, wo sie war, in Todesangst erstarrt und halb betäubt vor innerem Aufruhr. Dennoch schossen ihr Gedanken durch den Kopf. In die Rettungsboote. Es hatte keinen Sinn. Wenn nicht einmal die Diskusstation den Gewalten standhielt, wie sollten es dann die beiden Mini-Space-Jets?

Sie starrte auf die Anzeigen. Dort lag ihre Hoffnung. Darin, daß die Spitzen wieder sinken mochten, daß Psi-Werte und Protuberanztätigkeit sich normalisierten.

ALARM! ALARM! SCHUTZSCHIRME BRECHEN ZUSAMMEN!

Unvermittelt setzte die Stimme aus.

Dir Blick fraß sich an den Instrumenten fest. Von einer Sekunde zur anderen war alles wieder normal. Semica sprang auf und versuchte, zur Zentrale Kontakt aufzunehmen. Aber es hatte keinen Sinn, in diesem Augenblick waren alle Leitungen überlastet.

Statt dessen schaltete sie eine Verbindung zur zentralen Biopositronik. Nun erfuhr sie, was geschehen war. Die Paratronschirme hatten mehr als eine halbe Minute lang ausgesetzt. Ursache waren offenbar Interferenzen die Wechselwirkung mit der Blow-Up-Variablen.

Während dieser Zeit hatte das Schicksal von ARAM I am seidenen Faden gehangen. Genauer gesagt, an den normalenergetischen Schutzschirmen.

Ein Wunder war geschehen.

In diesem Moment nahm der Diskus Fahrt auf. Semica entspannte sich willentlich, die Gefahr war vorüber. Perth Verth und Nulta Minki flogen die Station aus der Korona heraus.

Manche Leute wurden nur aus Schaden klug.

Am Tag darauf landeten sie und Carl wieder auf Olymp.

Ihr erster Weg führte zum Sekretär des Fürsten Polycran Beam. Dort wies sie auf den Logbucheintrag hin, den sie gegen Minkis Willen hatte machen lassen.

Lodernde, wasserstoffbrennende Flammen, tausend Kilometer hoch. Und während einer halben Minute fünfzig Wesen, ungeschützt im Strahlenbad.

Während der Nacht schliefen sie in einem Hotel. Carl küßte sie in den Nacken und schlängelte von hinten seine Arme um sie. Semica schnurrte wie ein Kätzchen.

“Nun, meine Schönste? Was tun wir jetzt?”

“Wir könnten zurückgehen nach Jammar. Wir haben das gesamte Geld bekommen. Wir sind reich.”

“Das ist eine gute Idee. Weißt du, wovon ich schon seit langem träume?”

Natürlich wußte sie es. Semica lächelte und fragte dennoch: “Wovon, Carl?”

“Von einem Platz, an den wir beide uns zurückziehen können. Ein kleines Dorf. Wir werden eine Farm und ein paar Labors bauen, und dann leben wir einfach nur. So, wie es uns gefällt.”

Seine Hände wanderten nach unten und ertasteten ihren Bauch. Was für ein

Gefühl... Semica schnurrte erneut. Ein so unauffälliger, schmaler Mann, aber bei ihm fühlte sie sich geborgen.

“Was ist los, Doktor?”

Der Arzt schwieg eine Weile, schüttelte dann den Kopf und nieste. “Ich weiß nicht, ich weiß nicht...”

“Na los, sagen Sie schon! Ich bin im fünften Monat! Ist das normal, diese Schmerzen?”

Mit entnervendem Ungeschick durchsuchte der Arzt seinen Anzug nach einem Taschentuch. Am liebsten hätte sie dabei geholfen — aber Semica beherrschte sich.

“Nein”, sagte er dann. Seine Nase tropfte. Gegen Jammar-Schnupfen halfen keine Medikamente. “Das ist nicht normal. Ihre Schmerzen kommen auch gar nicht vom Baby.”

“Sie haben es ja nicht einmal genau untersucht.”

“Das mußte ich auch nicht. Die üblichen Tests reichen da völlig aus. Ihre Ernährung und das Genmaterial sind in Ordnung. Wenn wir drei Wochen vor der Geburt eine Durchleuchtung vornehmen... Aber wie gesagt, daher wird es kaum kommen.”

“Woher dann?”

“Ich weiß es nicht.” Der Arzt breitete in einer Geste der Hilflosigkeit seine Arme aus.

“Ich habe nicht die geringste Ahnung, Semica! Und glauben Sie mir, das ist noch nie vorgekommen.”

Sie schwieg.

“Verhalten Sie sich ruhig”, empfahl der Mann. “Keine Aufregung, nicht zuviel Arbeit. Carl soll Ihnen abnehmen, soviel er kann.”

“Ich gehe nicht in den Ruhestand, sondern ich werde Mutter”, versetzte sie barsch.

“Geben Sie mir bessere Tips, Doc!”

“Abwarten. Einfach nur abwarten. Wenn die Schmerzen bleiben, kommen Sie wieder.”

Semica verließ die Praxis und startete in Richtung Farm. Carl hatte sie nichts erzählt; er hätte sie nur noch mehr verrückt gemacht. Aber jetzt mußte er es wissen, so oder so.

Das Anwesen lag unweit eines Dorfes namens Jimmini. Sechzig Menschen lebten dort, alle waren in der Landwirtschaft tätig und produzierten Güter für Trade City und die großen Städte auf dem Hauptkontinent. Überhaupt galt Jammar als Kornkammer des Planeten. Aus großer Höhe sah der Fremde ein feinkörniges, buntgesprankeltes Muster. Der Bewohner des Landes dagegen erkannte Borgnir, Weizen, Pseudo-Hafer und mehr.

Die meisten Leute leisteten sich ein teures Hobby nebenbei. Und in ihrem und Carls Fall waren das naturwissenschaftliche Labors, errichtet mit einem Zuschuß des Fürsten Polycran Beam.

Über dem Anwesen ging sie in einer langen Schleife nieder.

Sechs Silogebäude, das große, gläserne Haupthaus, die Wege aus feinem Steingranulat... Dort hatten sie die letzten fünf Monate in Frieden verbracht.

Semica landete.

Carl kam ihr schon entgegen; er hatte den Gleiter kommen sehen. Doch ebenso sah er den Ausdruck der Besorgnis in ihrem Gesicht. “Was ist los, Liebste? Du warst doch beim Arzt? Irgend etwas nicht in Ordnung mit dem Baby?”

“Nein, nein”, wehrte sie unwirsch ab. Fahrig strich sie sich mit einer Hand über die Stirn. “Der Doc sagt, es liegt nicht am Baby.”

Unter ihren Sohlen knirschten kleine Steinchen. Carl öffnete die Tür, Semica betrat das Haus. Drinnen empfing sie warmes Halbdunkel. In letzter Zeit mochten sie beide keine Helligkeit.

“Das heißt”, meinte Carl, “es liegt an dir? Du bist *wirklich* krank? Keine Routine, wie du mir weismachen wolltest?”

“Weismachen?”

“Ja. Denke nicht, ich hätte nichts gemerkt.”

Semica setzte sich mit niedergeschlagenen Augen an den Eßtisch. “Ich habe Schmerzen, Carl. Manchmal glaube ich, sie kommen aus dem Bauch. Und manchmal denke ich, daß die Schmerzen überall sind. Ich weiß, das hört sich psychosomatisch an. Aber ich bin glücklich, Carl, das ist die Wahrheit. Mein Unterbewußtsein ist es jedenfalls nicht, was mich krankmacht.”

Ihr Mann sah sie aufmerksam an - mit einem Ausdruck, den sie nicht zu deuten vermochte. Es war nicht Überraschung, sondern eine Art furchtsames Lauern.

Ihr wurde bewußt, daß sie diesen Ausdruck nicht zum erstenmal sah. Carl hatte seit einigen Tagen diesen Blick.

“Semica...” Er stockte und mußte erst einen zweiten Anlauf nehmen, bevor er weitersprechen konnte. “Semica, ich habe ebenfalls Schmerzen. Dieselben Schmerzen wie du.”

Nun war es heraus. Sie fühlte sich wie vor den Kopf geschlagen. Das konnte nicht sein. Nicht Carl. Mit einemmal begriff sie, daß etwas hinter den Schmerzen steckte, was den normalen Rahmen sprengte.

“Aber ich bin nicht der einzige”, fuhr er fort, “der es außer dir auch hat. Vor fünf Tagen hatte ich ein Gespräch mit Polycran Beam. Er hat mich davon unterrichtet, daß alle Besatzungsmitglieder von ARAM I krank sind.”

“Nein...”, hauchte sie.

“Doch.” Sein schmales, graues Gesicht sah so finster wie niemals vorher aus. “Bis jetzt warst du die einzige, die nichts spürte. Und ich habe darum gebetet, daß es so bleiben möge.”

“Die Ursache?”

“Unbekannt. Alles unbekannt! Keine Heilung, kein Krankheitsherd. Sie wollen abwarten, heißt es. Bis die Krankheit ins nächste Stadium tritt.”

Das war unmöglich, dachte Semica. Sie war schwanger. Die Lösung mußte rasch gefunden werden.

Drei Monate vergingen.

Semica schlief kaum mehr eine Nacht. Manchmal wurden die Schmerzen unerträglich, und nichts hatte sich daran geändert. Alles wurde nur noch schlimmer. Die Mediziner suchten einen Vorgang innerhalb der Zellkerne. Keiner war allerdings imstande, eine Ursache auszumachen. Für Semica stand die Ursache ohnehin fest: Sie waren strahlungskrank, und zwar psi-strahlungskrank, wenn es so etwas gab.

Aber der Tiefpunkt stand noch bevor. Gestern hatte man ihnen gesagt, daß sie sterben würden.

Semica glaubte es nicht. Sie mußte leben, und wenn es nur wegen des Babys wäre.

Am Morgen erhob sie sich wie gerädert aus dem Bett. Sie ließ Carl schlafen. Ihr Mann sah jetzt schon aus wie eine Leiche. Sein vorher graues Gesicht wirkte farblos, durchscheinend, die Augen lagen tief in den Höhlen. Sein Atem ging flach. Draußen empfing sie grelles Tageslicht. Semica bestieg den Gleiter und flog in die nächste Stadt. Beim Arzt war bereits alles vorbereitet.

“Hallo, Semica. Bitte setzen Sie sich.”

“Hallo, Doc”, gab sie bitter zurück.

Zwei Minuten später begann die Durchleuchtung. Mit allen Mitteln der modernsten Medizin erstellte der Mann ein Modell ihres Körpers; eine Art Flußdiagramm auf Computerbasis.

Die meisten Äste waren dünn oder abgestorben.

Nur dort, in ihrem prall gefüllten Bauch, liefen noch dicke Lebensadern zusammen. Das Baby war *nicht* krank. Es würde leben, auch wenn sie tot war.

“Das war schon alles, Semica”, sagte der Arzt. “Ihr Fall liegt bekanntlich sehr kompliziert. Deshalb übermittle ich die Daten an die Medotronik in Trade City. Morgen gebe ich Ihnen Bescheid.”

“Okay, Doc. Tun Sie das.”

Semica freute sich, wieder ins Halbdunkel zurückzudürfen. Wie sollte es nur werden, wenn das Baby da war? Es wurde die Welt entdecken wollen, im Sonnenlicht von Boscyks Stern herumtollen, aufblühen. Das konnte es nicht im Halbdunkel. Zwei Todkranke waren keine guten Eltern.

Aber ihre Pläne brachen zusammen, der Reihe nach.

Als sie zurückkehrte, war Carl noch immer nicht aufgestanden. Semica trat an sein Bett und rüttelte an seiner Schulter. Keine Regung, nicht einmal ein Zucken.

Sie begriff, daß er gestorben war. Semica legte ihren Kopf auf seine Schulter und weinte. Ausgerechnet jetzt hatte er sie verlassen, und es gab im ganzen Universum kein Mittel, ihn wieder zurückzuholen.

“Verdammter Kerl!” schrie sie.

In ihrem Bauch begann das Baby zu strampeln. Semica wußte noch nicht einmal sein Geschlecht; sie hatte sich all die Monate auf die Überraschung gefreut, auf diesen kurzen Augenblick der Wahrheit nach der Geburt. Wie viele Stunden hatten sie damit zugebracht, sich Namen auszudenken.

Und nun war Carl nicht mehr da. Sein Arm fühlte sich kühl an.

Wieder strampelte das Baby. Semica krümmte sich vor Schmerzen.

Seit Carl tot war, hatte auch sie immer mehr an Substanz verloren. Es war schon ein Wunder, daß sie das Baby noch zur Welt bringen durfte. *Sie*, nicht die Geburtsmaschine. All ihre Kräfte richtete sie auf diesen Augenblick aus.

Drei Wochen später hatte sich der Arzt noch immer nicht gemeldet.

Semica lief tagelang durch die halbdunklen Räume, die jetzt so leer, manchmal sogar schmutzig wirkten. Eigentlich hatte sie keine Kraft dazu, doch die innere Unruhe trieb sie immer voran. Von den Labors zu den verhangenen Fenstern und zurück, sinnlose Wege.

Dann verlor sie die Geduld.

Semica setzte eine Sonnenbrille auf und bestieg ihren Gleiter. Draußen waren die hundert Roboter an der Arbeit; der Techniker Monroe Munnigal dirigierte ihren Einsatz auf den Feldern. Es war Frühling, dachte sie. Frühling auf Olymp, der

Winter des Lebens für sie.

Dabei kannte sie nicht einmal die Gründe. Sie starb einfach. Das einzige, was sie noch am Leben hielt, war das Kind.

Dort war die Praxis.

“Hallo, Doc.”

“Semica!” Der Mann eilte mit erschrockenem Gesichtsausdruck auf sie zu. “Was tun Sie hier! Ich hatte Bettruhe verordnet!”

Sie ließ sich stützen und zu einem Stuhl führen. Während Semica ächzend zusammensackte, dimmte der Mann das Licht.

“Ich bin aus einem bestimmten Grund hier.”

“Ich... ich kann es mir schon denken. Der Befund für das Baby.”

“Richtig.”

“Tut mir leid, daß ich nicht daran gedacht habe. Aber manchmal weiß ich nicht, wo mir der Kopf steht. Es gibt zu viele Medorobots auf Jammar; und zu wenig Ärzte.”

Lüge.

Semica spürte, daß etwas an seinen Worten falsch war.

Der Arzt setzte sich vor sein Terminal und ließ nacheinander mehrere Bilder an die Wand projizieren. Sie und ihr Bauch, das Kind in pulsierender, manchmal strampelnder Bewegung.

“Es wird ein Mädchen sein, Semica. Ein gesundes Mädchen.” Er lächelte. “Das, was Sie und Carl sich gewünscht haben.”

Warum log der Arzt?

Semica spürte, wie unter ihr der Boden wegzusinken drohte. Sie krallte sich an den Lehnen fest, und zu allem Überfluß begann das Kind in ihr herumzutreten. Das Mädchen.

“Sagen Sie mir alles!” forderte sie.

“Ich habe alles gesagt. Ein gesundes Kind. Seien Sie beruhigt.”

Wenn man ihm die Lüge nicht so genau hätte ansehen können - Semica hätte dem Arzt nur zu gern geglaubt. Sie faltete mühsam beherrscht die Hände. “Geben Sie mir alle Unterlagen!” sagte sie.

“Oh... Die müßte ich erst aus Trade City anfordern. Da steht doch nur der medizinische Fachkram drin. Wissen Sie was, Semica? Fliegen Sie jetzt zurück auf Ihre Farm und warten Sie. Es könnte sein, daß Sie etwas früher als gewöhnlich dran sind. Okay?”

“Wieviel früher?” Plötzlich war sie nicht mehr nur mißtrauisch, sondern Furcht machte sich in ihr breit.

“Vielleicht vierzehn Tage.”

“Das hieße ja, daß es in zwei Wochen schon soweit ist!”

“Genau kann man das nicht sagen, besonders nicht in Ihrem Zustand. Seien Sie ständig bereit.”

Semica erhob sich und lief ohne Hilfe zu ihrem Gleiter. Die scheinbar unmotivierten Lügen wollten ihr nicht aus dem Sinn. Und eine Lüge ließ sich sogar nachweisen: Der Arzt hätte die Unterlagen binnen zehn Sekunden ausdrucken lassen können. Schließlich waren sie in seiner Positronik vorhanden.

Lange Zeit lag sie einfach nur auf ihrem Bett und wartete. Warten auf das Baby, warten auf den Tod. Dann aber erhob sie sich und beschloß, aktiv zu werden.

Schließlich hatte sie das Labor im Südtrakt nicht umsonst gebaut. Sie war Wissenschaftlerin. Ein Minimum an Möglichkeiten stand selbst ihr zu Verfügung. Zunächst improvisierte sie ein Gerät, mit dem sie auf Ultraschallbasis ihren Körper abbilden konnte. Ein großer Holoschirm diente als Empfänger.

Sie tastete der Reihe nach sämtliche Teile ihres Körpers ab, vom Hirn bis zu den Füßen. Zuletzt den Bauch — und gegen alle furchtbaren Erwartungen machte das Mädchen einen völlig normalen Eindruck.

Sogar seine Geschlechtsmerkmale konnte man schon sehen. Durch das Gehirn flössen stetig Ströme, deren Sinn ihr nicht bekannt war.

Luava, Du sollst Luava heißen.

Zwei Tage hielt sich Semica mit den Untersuchungen auf. Schließlich begriff sie, daß sie dem Arzt auf diese Art seine Lügen nicht nachweisen konnte. Die nächsten Tage brachte sie damit zu, alles andere auszuprobieren, was im Labor zur Verfügung stand.

Besonders viel war es nicht mehr. Sie war Naturwissenschaftlerin, keine Ärztin. Und doch hatte sie Erfolg. Aber Semica wünschte sich, sie hätte den entscheidenden Versuch niemals angestellt. Mit einem ihrer Spezialgeräte maß sie die Psi-Konstante des Babys. Das Ergebnis fiel so eindeutig wie erschreckend aus, denn die Werte lagen in einem bestimmten Frequenzbereich tausendmal höher als die Norm.

Mit anderen Worten: Ihr Kind war eine Mutantin.

Von diesem Augenblick an beschloß Semica, keine weiteren Versuche mehr anzustellen. Sie hatte nur noch Angst um sich und ihr Kind. Sie verschloß alle Türen und nahm keine Anrufe entgegen.

O Luava.

Ich werde dich verbergen müssen. Dich so behüten, wie nie zuvor ein anderes Kind behütet wurde.

Nach der terranischen Zeitrechnung, die auch auf Olymp gebräuchlich war, schrieb man den 3. 3. 3411.

An diesem Tag kam das Baby zur Welt.

Semica spürte es schon am Morgen; das Leben in ihrem Bauch meldete sich mit strampelnder Macht zu Wort. Ängstlich und voller Freude zugleich horchte sie auf das Ziehen, das in ihr beständig wuchs.

Semica erhob sich mühsam. Das Funkgerät stand im Nebenzimmer. Von dort aus rief sie den Arzt. Er versprach, binnen einer halben Stunde bei ihr zu sein.

Die zwei Wochen waren wie im Flug vergangen. Sie hatte das Gefühl gehabt, sie müsse noch so vieles erledigen — und hatte am Ende doch nichts getan als mit der Furcht zu kämpfen.

Körperlich fühlte sich Semica am Ende.

Das eine Gespräch mit Fürst Polycran Beam stand ihr noch lebhaft vor Augen. Es war sechs Tage her. Von der Besatzung der Forschungsstation lebten allein sie und vier andere Frauen noch. Männer waren offenbar empfindlicher.

Vielleicht konnte man die Krankheit sogar überleben. Aber nein, ihr Körper sagte genau das Gegenteil. Ohne schwere Schmerzmittel hätte sie nicht einen Tag länger ausgehalten. Dabei nahm Semica nicht einmal die Hälfte dessen, was sie brauchte.

Das Kind sollte keinen Schaden davontragen, um keinen Preis.
Die Aufbaupräparate dagegen nahm Semica gern. Sie mußte bei Kräften bleiben, das war sie schon dem Mädchen schuldig. Ihre ganze Verantwortlichkeit galt Luava.

Kurze Zeit später klopfte es an die Tür.

Gleichzeitig bäumte sich Semica auf.

Die Wehen setzten ein. Fürchterliche Schmerzen ließen sie fast zusammenbrechen. Ob es immer so war? Dachte sie. Hatte jede Frau diese Schmerzen bei der Geburt? Oder nur sie, die mit der Krankheit kämpfte?

“Carl...”

Aber nein, Carl war längst tot.

“Semica? Sind Sie da?”

“Hier!” antwortete sie matt. Sie kämpfte mit Brechreiz und einer sonderbaren Art von Schwäche. All ihre Kräfte wichen aus den Gliedern und konzentrierten sich in der Bauchregion.

Semica klammerte sich am Tischrand fest. Ihr wurde schwarz vor Augen. Sekunden später fühlte sie sich angehoben und auf eine Antigravliege gebettet. Ihr Gewicht wurde um die Hälfte reduziert - und ein Teil der Kräfte kehrte endlich zurück.

“Das wurde Zeit, Doc”, keuchte sie.

“Seien Sie ganz ruhig”, sagte der Mann. “Wir fliegen ins nächste Krankenhaus.”

“Werde ich es schaffen?”

“Aber ja. Ich weiß, was Sie meinen. Sie bringen das Kind allein zur Welt. Keine Operation, nur die normalen Hilfen.”

Semica wußte nicht einmal, weshalb sie darauf so viel Wert legte. Vielleicht war es der Gedanke, daß sie Luava ins Leben half, nicht irgendeine Maschine.

Während des ganzen Fluges redete der Arzt, doch sie hörte nicht auf die Worte. Semica lauschte nur ihrem Klang nach, der sie mit einemmal an die Stimme von Carl erinnerte. Wie sehr hätte sie ihn jetzt gebraucht.

Verdammter Polycran Beam, verdammter, arroganter Perth Verth. Und diese verdammt lodernde Sonne.

Als sie die Augen wieder öffnete, wurde Semica ins Krankenhaus gebracht. Rings um sie entfalteten Menschen, Araärzte und eine Handvoll Maschinen hektische Aktivität.

“Ich bin eine wichtige Patientin, was, Doc?”

Sie lächelte.

Der Arzt gab das Lächeln zurück. “Das ist wahr, Semica. Sogar sehr wichtig.” Er hielt ihr ein Gerät über das Herz und las Daten ab. “Im Gleiter habe ich Ihnen etwas gegen den Schmerz der Wehen verabreicht. Ich werde dieses Mittel jetzt neutralisieren, Semica. Sind Sie bereit und einverstanden?”

Sie biß kurz die Zähne zusammen. Es waren faule Zähne... Dabei hatten alle Leute immer ihr makelloses Gebiß bewundert.

“Ja. Bereit.”

Ein hauchfeiner Nebel durchdrang ihre Haut.

In diesem Moment begannen die Schmerzen erneut. Nun jedoch zehnmal mehr als zuvor - und es wurde von Sekunde zu Sekunde schlimmer. Ihre Muskeln erlahmten,

das Baby drängte mit immer größerer Macht hinaus.

Semica spürte die Kraft, die dahintersteckte. Viel mehr Kraft, als sie noch hatte. Aber sie kämpfte bis zum letzten Augenblick.

“Doc! Ich kann nicht mehr!”

“Durchhalten!”

Ein Ara beugte sich über sie. Dann folgten die komplizierten Meßsensoren eines Diagnostik-Robs. Eine neue Spritze; und von irgendwo aus ihrem Körper mobilisierte sie letzte Kraftreserven. Semica spürte ihren Unterleib kaum noch, so sehr drückte das Baby.

Gegen ihren Willen bekam sie einzelne Wortfetzen mit.

“...höchst ungewöhnlich ...sie wird niemals ...Zinzixol, aber die sechsfache Dosis ...halt, halt, warten Sie...”

Schweiß bedeckte ihren Körper. Sie fühlte sich außerstande, auch nur zu schreien oder sich an etwas festzukrallen.

In diesem Augenblick kam Luava.

Semica spürte, wie von einem Augenblick zum anderen die Spannung in sich zusammenfiel. Alles, was sie gepeinigt hatte, strömte aus ihr heraus. Zurück blieb nur die leere Hülle, die ihr Körper war.

Da war Geschrei! Das Geschrei einer Neugeborenen!

“Mein Kind...”, stammelte sie. “Was ist mit meinem Kind...”

“Es ist schwach, Semica. Aber es wird leben.”

Sie schlug die Augen auf und sah das kleine Bündel, das einer der Aras ihr in die Arme legte. Es gab keinen schöneren Anblick für sie. Das, wofür Semica noch gelebt hatte, sah sie nun gesund und lebendig vor sich.

Ihre Kräfte verließen sie.

“Ein schönes Kind bist du, was für ein unglaublich schönes Kind.”

Semica hielt das Baby fest und streichelte mit zitterigen Fingern seinen Kopf. Mit einem Finger stupste sie seine Nase, strich über die feuchten Augenbrauen. Keine Reaktion, nicht einmal ein Wimpernzucken.

Wieviel hätte sie darum gegeben, schon heute seine Zukunft zu kennen, es vor allem Schlechten in der Welt beschützen zu können.

Plötzlich entwickelten die Ärzte um sie herum hektische Aktivität. Im Mittelpunkt stand die Frau, Geräte wurden angeschlossen, neue Diagnosen erstellt.

Sie lächelte.

Das ganze Krankenhaus war ihr völlig egal, solange sie Luava festhalten konnte.

Keine Kraft mehr. Carl! Hilf mir!

Semica spürte, daß sie starb.

2.

Jammar: Entdeckungen

Als Luava fünf Jahre alt war, entdeckte sie die Katze.

Monroe hatte am Fuhrpark zu tun und kümmerte sich nicht um sie. Aber daran hatte sich Luava schon gewöhnt. Sie konnte sich gut allein beschäftigen.

Nach dem Frühstück legte sie zunächst ihre Leitringe an. Ohne diese Hilfsmittel ließ Monroe sie nicht aus dem Haus. Natürlich hatte der alte Mann recht damit; auch wenn sie manchmal murkte und die Ringe am liebsten irgendwo verloren hätte.

“Ding-Dong? Bist du hier?”

“Aber natürlich, Lu. Wie immer neben dir.”

Jetzt hörte sie das feine Summen kurz neben ihrem Schädel, das die meisten Menschen niemals wahrgenommen hätten. Ding-Dong war leise. Doch wenn sie wollte, hörte sie ihn immer. Er war bei ihr, solange sie denken konnte.

“Ich will in den Wald, Ding-Dong.”

“Hat Monroe nichts dagegen?”

“Ach was. Komm mit.”

Im Haus kannte sie jeden Winkel.

Sie stand auf, suchte noch ein Stück Brot für den Weg und schob sorgfältig den Stuhl zurück. Alles war an Ort und Stelle. Und wenn sie doch einmal etwas unordentlich zurückließ, kümmerte sich Strong darum. Aber Luava wußte, daß Ordnung in ihrem eigenen Interesse war.

Die Anwesenheit von Ding-Dong und Strong gab ihr ein Gefühl der Sicherheit. Zur Not jedoch kam sie auch ohne die beiden aus. Wie oft hatte Monroe ihr eingebleut, daß Maschinen ausfallen könnten, daß sie Roboter nicht als Menschen betrachten durfte.

Irgendwann hatte der Alte Ding-Dong kurzerhand für ein paar Minuten ausgeschaltet.

Vor Schreck war Luava fast das Herz stehengeblieben. Doch seitdem wußte sie, was gemeint war. *Du bist erst fünf Jahre alt, Kleine. Du mußt noch sehr viel lernen. Mach dir keine Sorgen, du hast noch viel Zeit.*

“Kommst du, Ding-Dong?”

“Ich bin bei dir”, schnurrte der Robot.

Luava griff sich an der Tür ihren Stock und lief voraus. Die Luft war frisch und kühl. Jammar näherte sich allmählich der Winterzeit. Bald würden die Temperaturen nachts auf unter zwanzig Grad sinken.

Unter ihren Füßen knirschte Kies.

Sie hatte das Glashaus durch den Hintereingang verlassen und näherte sich den Gewächshäusern. Das murmelnde Wassergeräusch stammte von rechts, vom Jimmbach. Ein paar Meter noch, dann kam die Abzweigung.

Luava benutzte den Stock nicht.

In ihr tickte etwas wie eine innere Uhr - sie wußte, wo sie war, und das auf einen halben Meter genau.

“Wie ist der Himmel, Ding-Dong?”

“Blau und klar. Keine Wolken zu sehen.”

“Das ist gut”, meinte Luava. “Ich habe keine Lust, daß meine Sachen wieder klitschnaß werden.”

Ihr kleiner Robot gab klickende Geräusche von sich. “Ich habe per Funk den Wettercomputer von Jimmini abgefragt. Es soll ein ausnehmend schöner Tag werden, mittlere Temperaturen bei...”

“Halt!” unterbrach Luava. Ding-Dong verstummte. “Ich will ja nicht alles im voraus wissen.”

Sie lenkte ihren Schritt über die Abzweigung hinaus nach rechts. Fünfzig Meter weiter endete der Kiesweg. Bohlen aus Holz klapperten unter ihren Füßen. Es ging eine sanfte Wölbung hinauf und hinunter, bis sie den schmalen Jimmbach überquert

hatte.

Voraus lag das zweite Gewächshaus.

Luava wußte, daß ihre tote Mutter dort Gemüse angepflanzt hatte. Ihre tote Mutter. Nur den Namen kannte sie, sonst hatte sie keine Erinnerung mehr. Für sie waren nur Monroe und Ding-Dong wichtig.

Sie ging nach links weiter.

Mit ausgestrecktem, tastendem Stock schritt sie langsam in Richtung auf den Wald. Hinter ihr blieben die Geräusche der Farm zurück. Die Ernterobots hörten auf zu lärmern, die durchdringende Duftmischung frisch geschnittenen Pseudo-Hafers wurde vom Wind fortgetragen.

“Ding-Dong?”

“Ja, Lu. Ich bin da.”

“Was liegt vor mir?”

“Links der Jimmbach, in elf Metern Entfernung. Rechts Büsche. Voraus ein Pfad, dem du vierzig Meter weit folgen kannst. Aber Vorsicht, es gibt herausragende Wurzeln mitten im Weg.”

Luava tastete sich sorgsam vorwärts.

Im Nacken spürte sie die Strahlen der Sonne. Boscyks Stern kletterte langsam am Himmel hoch, das wußte sie. In der Luft lagen die Gerüche des Waldes. Irgendwo mußte frischer Kot herumliegen, wahrscheinlich links von ihr. Ein großes Tier floh in einiger Entfernung. Sie hörte das Knacken von Holz unter Hufen, dann rasche Flucht.

Irgendwo weiter rechts lag die Lichtung. Luava hatte sie vor wenigen Wochen bei einem Streifzug entdeckt.

Sie mußte an Monroe denken, der jetzt die ganze Zeit zu tun hatte; sie wünschte, er hätte sie öfters in den Wald begleitet. Aber Erwachsene kannten wohl keine größere Freude, als Arbeit zu verrichten.

Ihr Stock stieß eine erste Wurzel an.

Luava hob die Füße und suchte auf der anderen Seite nach sicherem Stand.

“Nicht helfen, Ding-Dong.”

Schon hatte sie das Hindernis überwunden. Mit den nächsten Wurzeln ging es ebenso. Kurz darauf bog sie vom Pfad ab und wanderte nach rechts, zum tiefen Wald hin. Das Mädchen stieß sich mehrmals an tiefhängenden Ästen, fiel einmal sogar über Schlingpflanzennetze, doch dank ihrer guten Reflexe passierte nichts.

Eine Stunde später hatte sie die Lichtung erreicht.

Durch die Baumkronen rauschte leichter Wind. Hier war es wärmer als im Wald selbst, weil genug Sonnenlicht in die Lichtung fiel. Außerdem ging es gegen Mittag, und die Temperatur stieg auf 25 Grad.

“Ich will baden, Ding-Dong!”

“Einen Augenblick, Lu.”

Der Robot schwieg davon und kehrte eine Minute später zurück. “Keine Gefahr”, berichtete er. “Ich kann keine Raubfische im Wasser finden.”

Sie ertastete ihren Weg ans Ufer und zog sich aus. Anschließend legte sie den Stock beiseite. Genau hier, neben dem großen Stein, zusammen mit ihrer Kleidung ...Ordnung war wichtig. Sie wollte sicher sein, daß sie Stock und Kleider ohne Hilfe wiederfand.

Mit einem Fuß prüfte sie das Wasser.

Es war eiskalt. Sie schüttelte sich, setzte aber trotzdem das linke Bein hinein.

“Ding-Dong? Keine Scherze jetzt, klar?”

“Klar.” Die Stimme des Roboters klang ein paar Meter entfernt.

Luava hatte durchaus Grund zu Befürchtungen. Manchmal ging die Bio-Komponente mit der Positronik des Roboters durch. In solchen Fällen kam etwas heraus, was an Humor erinnerte, aber meistens auf ihre Kosten ging.

Zitternd vor Kälte tat sie die ersten Schritte ins Wasser.

“Ding-Dong?”

Die Stille war verdächtig. Keine Antwort. Und in der Sekunde darauf hörte sie lautes Platschen. Luava wurde von Kopf bis Hüfte naßgespritzt; der Robot hatte sich ins Wasser fallen lassen.

“Ding-Dong! Du verdammtes Biest!”

Der Robot stieß ein meckerndes, maschinelles Lachen aus. “Monroe sagt, du sollst dich nicht immer so anstellen.”

Sie biß die Zähne zusammen und ließ sich nach vorn fallen. Naß war sie jetzt sowieso. Prustend schwamm sie die ersten paar Meter und fing an, wild im Wasser herumzuplanschen. Dabei wurde ihr so warm, daß sie zu ruhigen Zügen übergehen konnte.

Jetzt war das Wasser herrlich.

Mit ihrer guten Ausdauer brachte sie eine halbe Stunde im Wasser zu. Immer, wenn sie zu nahe an eines der Ufer geriet, warnte Ding-Dong sie. Schließlich führte der Robot sie per Zuruf zum Platz am Ufer zurück.

Sie schüttelte sich und ertastete den Stein, den sie sich als Orientierungspunkt genommen hatte. Da waren ihre Sachen und der Stock.

“Wo ist Gras?” fragte sie.

“Links von dir. Sechs Meter.”

Sie suchte sich über kleinere Steine den Weg. Luava stocherte mit einem Finger in den Ohren, bis der letzte Tropfen Wasser herausgelaufen war. Sie streckte sich aus und genoß die Wärme, die Boscyks Stern auf ihrer Haut verbreitete.

Nur die Geräusche des Waldes waren um sie.

Und...

Nein, nicht Ding-Dongs Summen.

Da war noch etwas anderes. Sie spürte es mehr, als daß sie es hörte. Doch, jetzt! Ein Kratzen ganz in ihrer Nähe, vielleicht zwanzig Meter entfernt. Dann schloß sich ein gedämpftes Fauchen an, und kurz darauf vernahm Luava wieder die Kratzgeräusche.

“Ding-Dong! Etwas ist in der Nähe. Ein Tier!”

“Ich prüfe das.”

Sie wußte, daß der kegelförmige Robothelfer jetzt aufstieg und die Umgebung absuchte.

Kurz darauf seine Erfolgsmeldung: “Ich habe es gefunden, Lu. Wenn meine Speichereintragungen stimmen, handelt es sich um eine kleine Katze.”

Eine Katze.

Ein Haustier also. Luava richtete sich auf. Sie wußte jetzt, daß keine Gefahr bestand. Zwar gab es im Jahr 3416 auf ganz Olymp kaum noch gefährliche Raubtiere, schon gar nicht auf dem Landwirtschaftskontinent Jammar. Aber einen

Augenblick lang hatte sie Angst gehabt.

“Komm zu mir”, raunte sie sanft. “Kleine Katze! Komm zu mir!” Dabei streckte sie die Hände aus und zeigte ihre leeren Innenflächen. “Komm, Katze, komm...”

Katzen stammten ursprünglich von Terra, überlegte sie. Monroe hatte einmal davon erzählt. Inzwischen aber gab es auf jeder Menschenwelt mindestens ein paar. Soweit sie wußte, wurden Katzen nicht größer als einen halben Meter. Doch sie hatten scharfe Krallen und galten als höchst eigenwillig.

“Katze! Wo bist du?”

“Sie nähert sich”, stellte Ding-Dong unaufgefordert fest.

Und kurz darauf hörte Luava ein leises Miauen; ein Laut, den sie sofort einordnen konnte. Wahrscheinlich hatte die Katze Hunger. Und sie mußte Menschen kennen, weil sie auf Luavas Rufen reagierte.

“Komm, Katze, komm!”

Direkt neben ihr knackte ein Zweig. Luava bewegte sich kaum noch. Sie versuchte nur, Ruhe und Freundlichkeit auszustrahlen.

An ihrem linken Bein, eine kurze, streichelnde Berührung.

Luava saß still. Da war die Berührung erneut, und diesmal streckte sie vorsichtig eine Hand nach der Katze aus. Das Tier zuckte nicht zurück. Sie streichelte sanft das struppige, seit langer Zeit nicht mehr gepflegte Fell.

“Wie mager du bist”, sagte Luava.

Kurz entschlossen nahm sie die Katze hoch. Ein klägliches Miauen war die Antwort, jedoch keine Gegenwehr.

“Was meinst du, möchtest du bei mir bleiben? Ich nehme dich mit zur Farm. Ich werde dich Kirmin nennen. Was meinst du, Katze?”

Natürlich gab das Tier keine Antwort. Als Luava es auf ihre Beine setzte und mit beiden Händen das Fell streichelte, hörte sie ein lautes Schnurren.

“Ding-Dong! Was fressen Katzen?”

“Ich habe keine Ahnung, Lu.”

Die Katze wurde unruhig, das spürte sie plötzlich. Rasch streichelte Luava weiter.

“Dann finde es heraus.”

“Das kann ich von hier aus nicht. Es ist nur von der Farm aus möglich.”

“So? Hm. Ich hab' einen Auftrag für dich, Ding-Dong. Du fliegst zurück zur Farm und erkundigst dich. Dann kommst du so schnell zurück, wie du kannst. Und bringe etwas Freßbares für Kirmin mit.”

“Ich kann das nicht tun, Lu, das weißt du doch.”

“Aber ich will es so”, gab sie trotzig zurück. “Wenn ich jetzt erst anfange, mich anzuziehen und den Rückweg zu suchen, ist Kirmin längst verschwunden. Aber ich will die Katze behalten.”

“Ich kann nicht...”

“Tu's!” drohte sie. “Oder ich weigere mich zwei Tage lang, etwas zu essen. Was wird Monroe dann sagen?”

“Na gut, Lu. Versprichst du, hierzubleiben?”

“Auf jeden Fall in der Nähe. Du kannst mich ja immer noch durch die Leitringe finden.”

Ding-Dong verschwand. Ein Luftzug zeigte an, daß er mit Höchstgeschwindigkeit auf dem Weg war.

Kirmin dachte nicht einmal daran, den Platz in ihrem Schoß zu verlassen. Solange die Katze gekrault wurde, lag sie nur genießerisch ausgestreckt da. Sobald Luava allerdings aufhörte, wurde aus Kirmsins Schnurren leiser Protest.

Dann streckte die Katze ihre Krallen aus und ritzte drohend Luavas Beine. Gleichzeitig jedoch ertönte immer wieder das klägliche Miauen. Sie konnte Kirmin nicht böse sein.

“Ding-Dong!” rief sie nach ein paar Minuten. “Wo bleibst du denn? Kirmin hat Hunger!”

Ihre Stimme ging in den Geräuschen des Waldes unter. Keine Antwort. Es war noch zu früh. Boscyks Stern brannte von immer weiter oben herab. Zwar ging es auf den Winter zu, doch um diese Zeit erreichten die Strahlen eine erstaunliche, durch und durch wärmende Stärke.

“Kirmin, das ist dein Name”, murmelte sie beruhigend. »Kannst du dir das merken, Kirmin? Du fühlst dich doch wohl hier in der Sonne, nicht wahr?”

Die Katze schnurrt.

Sekunden später tauchte Ding-Dong auf. “Ich habe es, Lu. Der Hauscomputer sagt, daß Katzen Fleisch fressen. Außerdem mögen sie die Milch von Wassi-Stuten.”

“Hast du die Milch?”

“Natürlich. Eine verschlossene Flasche, schon aufgetaut.”

“Gib sie mir!”

Luava strecktefordernd die Hand aus. Ding-Dong hielt die Flasche so, daß sie danach greifen und den Hals festhalten konnte. Sie ließ die Katze einen Augenblick lang los und öffnete den Verschluß. Anschließend schüttete sie ein paar Tropfen Flüssigkeit in ihre Handfläche.

“Hier, Kirmin. Das ist für dich.”

Sie spürte förmlich die Überraschung der Katze. Dann zögerndes Tasten an ihrer Hand, und zum Schluß spürte sie Kirmsins Zunge.

“Schon gut. Du kriegst ja mehr.”

Luava schüttete etwas Wassi-Milch nach.

“Was glaubst du, Ding-Dong? Ist Kirmin ein Männchen oder ein Weibchen?”

“Ein Männchen”, antwortete der Roboter mit Bestimmtheit. “Oder jedenfalls will er das noch werden. Denn Kirmin ist noch sehr jung.”

Bald war die halbe Flasche ausgetrunken. Ohne Vorwarnung sprang die Katze, oder besser der junge Kater, vom Bauch des Mädchens.

Sie saß stocksteif. Kirmin sollte nur nicht verschwinden, nicht jetzt. Wie lange war nichts mehr geschehen, was ihr so viel Spaß gemacht hatte... Bestimmt ein paar Monate lang.

Es gab nicht viel zu erleben auf der Farm. Da waren nur Monroe und seine Ernteroboter, außerdem die WassiHerde südlich des Farmgeländes, der Wald, und natürlich Ding-Dong. Aber keine Menschen oder Tiere, mit denen man etwas anfangen konnte.

“Schnell, Ding-Dong!” flüsterte sie. »Du hast doch Fleisch mitgebracht?”

“Ja, kleine Brocken.”

“Gib sie mir.”

Luava streckte die Hand aus. Im Moment darauf spürte sie die feuchten, wenige Gramm schweren Stücke. “Komm, Kirmin”, lockte sie. “Ich habe Futter für dich.” Sie spürte, daß er noch da war. Jetzt die leisen, schleichenenden Geräusche. An ihrem

Bein strich knotiges Fell vorbei, der Kater näherte sich dem dargebotenen Futter. Und als er zu fressen begann, wußte sie, daß sie gewonnen hatte. Kirmin würde bei ihr bleiben. Das Gefühl in ihr war so stark, daß sie keinerlei Zweifel hegte. Kirmin fraß und ließ sich von ihr streicheln.

Anschließend nahm er wieder den Platz auf ihrem Bauch ein. Gleichmäßige, kurze Atemzüge zeigten an, daß er schlief.

“Monroe hat gesagt, wir sollen bald zurückkommen”, mahnte Ding-Dong leise.

“Monroe?” Luava zuckte nicht einmal, sondern streichelte weiter Kirmin. “Weiß er etwa alles?”

“Ich habe es ihm gesagt.”

“Deswegen hat es so lange gedauert!”

Wäre Kirmin nicht gewesen, Luava hätte zornig mit den Fäusten auf den Boden geschlagen. Sie hätte sich die Leitringe von den Fingern gerissen und ins Wasser geworfen.

Und Ding-Dong hätte sie der Reihe nach wieder herausgefischt, dachte sie. ^

“Darf ich eigentlich gar nichts allein unternehmen?”

“Monroe sagt, du bist erst fünf Jahre alt. Du bist sehr intelligent und viel weiter als andere Kinder in deinem Alter. Du wirst sehr gut fertig, obwohl du nicht sehen kannst. Aber du bist doch ein Kind.”

“Kinder sind nichts wert”, beschwerte sich Luava bitter.

“Aber Lu, das ist doch nicht wahr.” Die maschinelle Stimme klang einschmeichelnd.

“Du weißt doch, du bist alles, was Monroe und ich haben.”

Böse preßte das Mädchen die Lippen aufeinander.

Dann jedoch konzentrierte sie sich wieder darauf, den Kater zu streicheln. Behutsam packte sie ihn am Fell und setzte ihn neben sich auf den Boden. Er wachte nicht einmal auf davon.

Luava tastete sich bis zu ihrer Kleidung vor, und fünf Minuten später war sie auf dem Rückweg zur Farm. Für die vierhundert Meter brauchte sie mehr als zwei Stunden.

Ding-Dong hatte sie nicht überreden können, Kirmin hinterherlaufen zu lassen. Nein, denn der Kater mußte sich erst an sie gewöhnen. Ließe sie ihn allein, er würde vielleicht zurückbleiben und auf Nimmerwiedersehen verschwinden.

Kirmin war das erste Wesen, auf das sie ohne anderer Leute Vermittlung stieß. Ihre erste Bekanntschaft auf eigene Faust.

Sie setzte vorsichtig einen Fuß vor den anderen, während Ding-Dong die jeweils nächsten Schritte beschrieb. Und in Luavas Armen thronte wieder zufrieden ihre Eroberung.

Kirmin blieb den ganzen Tag in der Nähe. Oft genug hörte Luava seine leisen schleichenenden Schritte. Dann verschwand der Kater wieder und tauchte meist eine halbe Stunde später wieder auf.

“Stell ihm Milch hin”, sagte Luava. “Er soll genug von allem finden.”

Ding-Dong folgte.

Luava setzte sich in einen Stuhl auf der Terrasse des Glashauses. Irgendwo vor ihr floß der Jimmbach vorbei, rechts daneben begann der Halbkreis der großen Getreidesilos.

Vielleicht mußte Kirmin seine neue Heimat erst erkunden. Sie saß geduldig da und

wartete. Manchmal rief sie ihn, manchmal folgte er sogar der Stimme.

Gegen Abend kam Monroe von der Arbeit zurück.

“Luava! Kleine Prinzessin! Wo bist du?”

“Hier bin ich!” rief sie zurück.

Sie sprang auf und eilte ihm entgegen. Alles stand an Ort und Stelle; ohne falschen Schritt fand sie ihren Weg durchs Haus.

“Monroe! Er ist hiergeblieben! Er ist noch da!”

“Nicht so stürmisch, Kleine!” rief der alte Mann. Er nahm Luava in die Arme und hob sie hoch auf seine Schultern. “Dein neuer Freund? Er ist ein Er?”

“Ja. Ding-Dong hat es gesagt! - Sei vorsichtig, daß er dir nicht zwischen die Füße läuft!”

“Da hättest du lieber aufpassen sollen, Luava. Du bist viel schneller gerannt, als ich es mit meinen alten Knochen noch kann.”

“Dafür sind deine Beine zehnmal länger.”

Monroe lachte.

Luava ließ sich wieder heruntersetzen. “Eben war er noch an der Terrasse”, sagte sie. “Komm mit, Monroe. Ich will ihn dir zeigen.”

Der alte Mann ließ sich bei der Hand nehmen und mitziehen. Luava führte ihn ins Freie.

“Kirmin?” rief sie. “Bist du hier irgendwo?”

Natürlich gab der Kater keine Antwort - doch aus einem unbestimmten Grund war Luava diesmal besorgt deswegen.

“Ich sehe ihn nicht”, sagte Monroe. Seine Hand strich zärtlich durch Luavas kurzes Haar.

“Ding-Dong!” Mit einemmal regte sie sich fürchterlich auf. »Ding-Dong! Wo bist du? Wo ist Kirmin?”

“Ich bin hier”, meldete sich der Roboter direkt neben ihrem Ohr. “Und Kirmin ist in Richtung Wald gelaufen. Meine Sensoren erfassen ihn nicht mehr.”

Luava empfand fürchterlichen Schrecken. “Das kann nicht sein...” Tränen rannen über ihre Wangen. “Wegelaufen? Warum denn?”

Monroe nahm sie erneut auf den Arm. Er setzte sich und wischte auf seinem Schoß ihre Tränen ab. “He, Kleines... Warte, ich erzähle dir etwas über Katzen. Und über Kirmin. Willst du's hören?”

Allmählich beruhigte sich Luava ein bißchen. “Ja”, stammelte sie.

“Also: Katzen stammen vom Planeten Erde, das weißt du wohl. Aber Katzen passen sich sehr gut an. Deshalb gibt es auf den meisten Planeten welche. Über den Charakter von Katzen mußt du wissen, daß sie sich nicht gerne Vorschriften machen lassen. Wenn sie kommen, dann weil sie wollen. Und wenn sie gehen, ist es derselbe Grund.”

“Aber *warum* ist Kirmin denn gegangen? Er hatte doch alles!”

“Den Grund weiß ich nicht”, meinte Monroe.

Luava streckte die Hand nach seinem Gesicht aus und ertastete ein feines Lächeln unter dem Bart.

“Aber”, fuhr der alte Mann fort, “Kirmin könnte jeden Augenblick wiederkommen. Man weiß nie so genau, was in Katzen vorgeht. Hin und wieder bleiben sie ein paar Tage, eine ganze Woche weg. Und dann stehen sie wieder vor der Tür und wollen ihr

Futter. Oder bloß einen Platz im Warmen."

"Das heißt...", meinte Luava voller Hoffnung, "er kommt vielleicht zurück?"

"Wenn er möchte. Und wenn er es tut, dann kommt er bestimmt immer zurück. Du darfst ihn nicht festhalten, du mußt ihm Freiheit lassen."

"Gut", sagte Luava gefaßt. "Das tue ich."

"Dann kann ich dir jetzt mehr über Kirmin erzählen."

Monroe lachte. Ihre Fingerspitzen erkannten in seinem Gesicht die Vorfreude.

"Sag!" rief sie.

"Ich habe am Telekom mit dem Anwesen der Siwas gesprochen! Dort haben sie eine Katzenfamilie. Und der jüngste Sprößling ist vor zwei Wochen ausgerückt."

"Kirmin!" rief sie.

"Genau. Niemand hat etwas dagegen, wenn du Kirmin behältst. — Jetzt muß ich aber duschen, kleine Prinzessin. Wartest du hier?"

"Ja!"

Luava wartete ab, bis der letzte Rest der Sonnenscheibe hinter dem Horizont verschwunden war, bis sie keine Sonnenwärme mehr spürte. Es wurde empfindlich kalt auf der Terrasse. Nicht einmal mit Ding-Dong sprach sie mehr als ein paar Worte, und der Roboter konnte sie auch nicht überreden, hier draußen ihre Lektionen abzuhalten. Mit wachen Sinnen horchte sie. Nur die Geräusche der Vögel brachen die Stille - und natürlich Monroes fürchterliches Singen von drinnen.

Da.

Da vorn war etwas.

"Ding-Dong?"

Der Robot antwortete nicht.

Statt dessen hörte sie ein leises, forderndes Miauen. Kirmin war wieder da. Luava lockte ihn zu sich und schloß ihn überglücklich in die Arme.

Kurz darauf betrat Monroe die Terrasse. "So! Das ist also dein neuer Freund."

"Ja. Das ist Kirmin."

"Er hat dieselben Augen wie du, Luava. Und wie deine Mutter. Ja, auch deine Mutter hatte diese Katzenaugen."

Die Durchschnittstemperatur sank während dieser Jahreszeit auf unter zwanzig Grad. Luava fror ständig. Manchmal, wenn sie nach draußen ging, trug sie sogar eine Heizkombi. Damit allerdings war Monroe überhaupt nicht einverstanden. Der alte Mann meinte, sie müsse sich abhärteln, das Leben sei nicht immer so einfach wie heutzutage.

Dennoch liebte sie es, im Winter auf der Terrasse zu sitzen. Luava hatte sich in eine Decke gewickelt und horchte auf Geräusche. In der Entfernung die Ernteroboter, die das ganze Jahr über arbeiteten, außerdem das Geschrei der Jammervögel und saches Scharren, wenn Kirmin um ihre Beine strich.

"Lu! Zeit für deine Lektionen!"

"Jetzt noch nicht, Ding-Dong."

"O doch. Komm jetzt mit. Oder willst du hier draußen arbeiten?"

"Bestimmt nicht." Sie schlug bockig mit den Fäusten auf den Stuhlrahmen.

Böse erhob sie sich und tastete nach ihrem Stock auch, wenn sie im Haus keinen brauchte. Sie ging hinein und schloß hinter sich die Tür. Die Außenwelt war nun für sie verschwunden, wie abgeschnitten.

Ding-Dong schwebte direkt vor ihr. Das feine Summen drang an ihr Ohr wie ein lästiges Insekt.

“Unsere heutige Lektion befaßt sich mit den Jahreszeiten. Und ein bißchen mit Planetenkunde.”

Luava streckte ihre Hände aus. Da war der Körper des Roboters; und die Seiten bestanden aus zwei Feldern voller Erhebungen. Für ihre tastenden Finger ergab sich daraus lesbare Blindenschrift.

“Lies vor, Lu!”

“Hmm . . . Hier steht: Die mittlere Temperatur auf dem Planeten Olymp beträgt 34 Grad Celsius. Selten gibt es türme, häufiger nur in Äquatornähe. Aber das weiß ich doch alles, Ding-Dong.”

“Natürlich, Lu. Es geht um die Systematik. Gleich schlagen wir den Bogen von Olymp zu Terra. Wir werden vergleichen. Und du wirst bemerken, daß du auf Terra viel schlimmer frieren müßtest.”

“Ich dachte, auf Terra wäre alles besser.”

Der Robot stieß ein klickendes Lachen aus. “Nicht das Wetter”, sagte er. “Und jetzt lies weiter.”

Sie erfuhr alles über die Kontinente auf der Erde, über die Klimazonen und den Einfluß der Zivilisation auf die Natur. Am meisten wunderte sich Luava über die Wüsten und die Pole. Beide Extreme waren für sie undenkbar.

Sie bemerkte nicht, wie die Zeit verging. Als Ding-Dong die Elemente seiner Blindenschrift ins Metall versenkte, war es Abend geworden. Gerade kam Monroe heim.

“Kleine Luava! Wo bist du?”

Sie sprang auf, kümmerte sich nicht um den Stock und richtete sich nach dem Klang seiner Stimme. An Kirmin verschwendete sie jetzt keinen Gedanken; der Kater wußte genau, daß er ihr nicht zwischen die Füße kommen durfte.

“Luava!”

Sie sprang an seinem Hals hoch und klammerte sich fest.

“Nicht so wild, Kleine! Nicht heute, ja? Ich habe mit dir zu reden!”

Von einer Sekunde zur anderen war ihre Freude dahin. Zu reden - das klang so ernst und bedrohlich. “Worüber denn?”

“Über dich, Luava.” Monroe ging mit schwerem Schritt Richtung Terrasse. In seinem Lieblingsessel direkt am Fenster ließ er sich nieder.

Luava wünschte, sie hätte auch hinaussehen können.

Dann hätte sie all dieselben Dinge tun können, die er konnte. So war sie darauf angewiesen, jede Nuance zu hören oder zu spüren. Sie wußte nicht, was er in diesem Moment tat, wie er schaute, ob er nicht vielleicht sorgenvoll die Stirn runzelte.

“Komm her, Luava.”

Sie setzte sich auf seinen Schoß.

“Möchtest du ein bißchen Schokolade?”

“Nein. Ich hatte schon drei Tassen.”

“Na gut. Dann erzähle ich dir's gleich. Es gibt eine Veränderung in deinem Leben. Du wirst bald sechs Jahre alt. So jung noch... Es ist kaum zu glauben, wenn man mit dir redet.”

Seine Hand streichelte sacht Luavas Haarschopf. "Bisher hast du deine Lektionen immer von Ding-Dong bekommen. Aber es wird Zeit, daß du auch mit anderen Kindern zusammenkommst. Deshalb schicke ich dich ab nächster Woche in die Schule nach Jimmini."

"Warum? Du hast doch gesagt, ich wäre viel weiter als die anderen."

"Das stimmt auch. Aber du weißt nicht, wie man sich durchsetzt. Außerdem glaube ich, daß du hier auf der Farm viel zu isoliert lebst. Du bist keine empfindliche Pflanze, sondern ein anpassungsfähiger Mensch. Und ein kleines Mädchen gehört unter andere Menschen und Gleichaltrige."

Ein paar Sekunden lang wußte Luava nicht, was sie denken sollte. In ihrem Kopf schossen tausend Gedanken durcheinander. Sie hatte Angst, aber sie spürte auch eine unbändige Freude in sich.

Schule... Das war bestimmt aufregender als ein Spaziergang durch den Wald.

"Du lächelst ja, Kleine.

Monroe strich ihr zärtlich über den Kopf. "Schön, daß du es so leichtnimmst. Es ist ja auch nur für ein paar Stunden am Tag. Und jetzt denke ich, du solltest dich um Kirmin kümmern. Er will Futter und Wasser haben."

Luava hörte erst jetzt das klägliche Miauen aus einem der Hinterzimmer. "Ich weiß ja. Ich habe die Verantwortung."

Sie erhob sich - und wäre vor Verwirrung beinahe gegen den nächsten Türrahmen gelaufen. Das war ihr lange nicht mehr passiert.

So aufgeregt wie im Moment hatte sie sich vor zwei Jahren einmal gefühlt. Das letztemal wahrscheinlich, als sie sich im Wald verlaufen hatte. Aber zu der Zeit war sie noch viel jünger gewesen. Sie hatte nicht gewußt, daß es für sie kein wirkliches Verlaufen gab. Einer der Roboter war immer in der Nähe.

Monroe flog sie selbst nach Jimmini.

Der kleine Ort war von der Farm zwanzig Kilometer entfernt. Zwar brauchte der Gleiter nur ein paar Minuten für die Strecke — doch Monroe hatte sich trotzdem den ganzen Tag freigenommen.

Luava war froh deswegen. Mit feuchten Händen krallte sie sich an den Polstern fest. Sie war wirklich noch ein kleines Kind. Erwachsene hatten ja keine Angst vor neuen Dingen.

Monroe ließ den Gleiter landen, das Summen des Kraftwerks erstarb. Und im Augenblick darauf öffnete sich die Haube. Geschrei umfing sie.

Es war ein Schock für Luava; denn mehr als drei Stimmen zugleich hatte sie nie gehört.

Fußgetrappel von mindestens zwanzig Personen. *Flucht, nur weg von hier.* Keine Chance, Monroe würde sie nicht laufenlassen. Außerdem hätte sie für eine rasche Flucht den Weg kennen müssen.

"Monroe!"

"Ich bin hier, Prinzessin!"

Der alte Mann kam an ihre Seite geeilt und hob sie aus dem Gleiter. Mit feinen Sinnen nahm sie eine Veränderung der Geräuschkulisse wahr. Das Lärmen wurde leiser, statt Ausgelassenheit mischten sich verhaltene Töne hinein.

Monroe führte sie an der Hand über einen Steinweg. Es roch nach beschnittenem Gebüsch und Süßigkeiten.

“Wo sind wir?” flüsterte sie.

“Auf dem Schulhof”, beschrieb der alte Mann. “Wir sind am Rand der Fläche gelandet. Sie ist vierzig Meter lang und zwanzig Meter breit. Rundum stehen Hecken. Etwa zwanzig Kinder spielen mit einem Ball. Wir gehen auf das Schulgebäude zu, der Eingang ist noch zehn Meter entfernt.”

Plötzlich spürte Luava einen Schlag am Kopf.

Sekunden später das Geräusch eines zu Boden gefallenen Balls. Die Kinder begannen zu lachen. Ringsum waren sie, und Luava krallte sich in heller Panik an Monroes Hand fest.

“Vorsicht, jetzt kommen drei niedrige Stufen.”

Sie nahm die Stufen, ohne groß darüber nachzudenken. Sekunden später fiel hinter ihnen eine Tür zu, so daß der Lärm wie abgeschnitten endete. Ihre Schritte hallten kurz nach, wie in einem langen Korridor.

“Warum haben sie mich beworfen, Monroe?”

“Nicht weinen, Kleine...”

Der alte Mann tupfte ihr mit den Fingerspitzen über die Wangen. Sie spürte erst jetzt die Tränen, die aus ihren Augen rannen. \

“Warum? Sag es mir!”

“Sie haben es nicht mit Absicht getan. Eines der Kinder hat schlecht geworfen und dich getroffen.”

“Aber sie haben gelacht, und mir hat es weh getan.”

“Das nennt man Schadenfreude, Luava. Einem Menschen geschieht ein Leid, und andere Menschen freuen sich darüber.”

“Das glaube ich nicht!” sagte sie hitzig.

“Aber es ist so. Natürlich nur, wenn es sich um ein kleines Leid handelt, So wie eben der Fehlwurf. Und jetzt Schluß damit; gehen wir zur Direktorin.”

Sie liefen den Korridor entlang bis an eine Tür. Monroe klopfte und schob sie vor sich her in den Raum. Es roch muffig, sie hörte einen summenden Monitor. Durch ein offenes Fenster drangen die Geräusche vom Schulhof herein.

“Sie sind Monroe Munnigal?”

“Ja. Und das ist meine Adoptivtochter Luava. Setz dich, Kleine.”

Luava fühlte sich in einen Sessel geschoben. Sie horchte aufmerksam auf die fremde Stimme. Der Klang war nicht unangenehm - zwar autoritär, das hörte sie sofort, aber auch mit einer sympathischen Bedächtigkeit. Monroe und die Frau sprachen ab, daß Luava für heute den ganzen Tag in der Schule bleiben solle.

“Ich gehe jetzt, Luava. Bis später, okay?”

Sie spürte seine Hand auf ihrer Schulter. Luava fühlte sich unfähig, aus eigenem Antrieb etwas zu unternehmen. Jedes Wort kam nur mit größter Anstrengung über ihre Lippen.

“Und was soll ich tun, wenn du weg bist?”

“Das kannst du mit der Direktorin besprechen. Ich bin bald zurück und sehe nach dir.”

Er tätschelte ihr zum Abschied den Kopf und ging zur Tür.

“Ach, Munnigal?”

“Ja?” Er blieb bei halb geöffneter Tür stehen. “Was ist noch?”

“Im Nebenzimmer wartet ein gewisser Lloyd auf Sie. Er möchte mit Ihnen reden.

Er hat seit gestern darauf gewartet, daß Sie kommen. Ach, und nehmen Sie diesen Roboter mit. Er stört Luava nur."

Ding-Dong! Sie wußte ganz genau, welcher Robot gemeint war. Dieser Lloyd interessierte sie im Augenblick überhaupt nicht. Die Direktorin wollte ihr Ding-Dong wegnehmen!

"Nein!" schrie sie. "Ich will, daß Ding-Dong bei mir bleibt!"

Ein paar Sekunden herrschte Schweigen. Dann antwortete die Direktorin mit betretener Stimme: "Es ist gut, Luava. Ich nehme dir nichts weg, was du behalten möchtest. "Das werde ich *niemals* tun, verstehst du?"

Als Monroe gegangen war, stand die Direktorin auf und kam zu ihr. Luava wagte noch immer nicht, sich zu bewegen. Nein, dies war nicht dasselbe wie damals, als sie sich im Wald verlaufen hatte. Ganz und gar nicht... Dies hier war schlimmer als alles, was ihr je passiert war.

Sie hörte, wie die Direktorin sich einen Stuhl heranzog. Die Frau saß jetzt höchstens einen Meter von ihr. Ihre Nähe war so massiv für Luava, daß sie den fremden Körper förmlich spürte.

"Vielleicht können wir uns anfreunden", schlug die andere vor, "Mein Vorname ist Melin. Es würde mich freuen, wenn du mich so nennst."

"Ja."

"Und ich spüre dein Mißtrauen, Luava. Warte, ich komme ganz nahe an dich heran." Die Frau rückte nochmals näher. "Monroe hat mir erzählt, daß du blind bist. Du bist ganz anders aufgewachsen als die anderen hier. Wie können wir dich kennenlernen? Und wie du uns?"

Luava gab keine Antwort. Noch immer fühlte sie sich wie erstarrt. Dem, was auf sie einstürmte, war sie nicht gewachsen.

"Ich weiß eine Möglichkeit für uns beide, Luava. Ich will, daß wir uns unterhalten. Und ich will, daß du das tust, was wir 'ansehen' nennen."

"Das kann ich nicht."

"Du kannst es mit deinen Fingern."

"Ja."

Luava streckte zögernd die Hand aus. Da war das fremde Gesicht. Sie hatte noch nie ein solches Gesicht gespürt. Es war voller tiefer, trockener Falten. Viel mehr noch als bei Monroe, ohne Bart. Ihre Fingerspitzen zogen die kraftvollen Züge so sorgfältig nach, wie sie konnte.

Als sie an den Lidern angekommen war, schloß die Direktorin die Augen. Und die Finger der Frau ertasteten Luavas Gesicht.

Eine Stunde später hatte sie das erstmal Unterricht.

Allerdings eine ganz andere Art Unterricht, als Luava es von zu Hause gewöhnt war. Hier saß sie nicht allein mit Ding-Dong in einer Ecke, hier stürmten alle Kinder in einen Raum und setzten sich.

Als sie den Raum betreten hatten, verstummten sie alle der Reihe nach. Ungefähr die Hälfte der Schar von draußen, schätzte sie.

Luava saß schon seit einer ganzen Weile hier.

Sie war allein bis auf Ding-Dong. Die Direktorin hatte sie nur hergebracht und war dann gegangen. Und nun die anderen Kinder... Vor diesem Augenblick hatte sich Luava sehr gefürchtet.

“Wie heißt du?” fragte eine Stimme.

Sie wußte, wer gemeint war. “Luava”, antwortete sie. In ihrer Kehle saß ein dicker Kloß.

Und eine andere Stimme: “Bist du die Neue?”

“Ja. Ich bin zum erstenmal hier. Ich bin blind und habe deshalb immer allein gelernt.”

Sie hörte, wie ein paar der anderen näher kamen. Das Gefühl der Beklemmung wich von Sekunde zu Sekunde mehr. Luava war froh, daß sie ihre Blindheit sofort erwähnt hatte; so mußten sich die Kinder nicht allmählich an das herantasten, was sie interessierte.

Vielleicht hätten sie es sowieso nicht getan.

“Wieso blind?” fragte ein Mädchen. “Du meinst, du kannst nichts sehen?”

“Stimmt genau”, gab sie zurück. “Dafür höre ich sehr gut. Ich höre, daß du einen Meter vor mir stehst. Und ich kann euch alle riechen.”

Ein paar Stimmen lachten albern.

“Ich will nicht sagen, daß ihr stinkt”, sagte sie. “Ich rieche euch bloß.”

Luava spürte einen Luftzug vor dem Gesicht. “Und jetzt”, schloß sie, “hat mir einer von euch vor den Augen herumgewedelt.”

“Das war ich”, gab ein Mädchen zu. “Ich heiße Kisme. Hätte ja sein können, daß du lügst. Und der Roboter da, ist das deiner?”

“Klar! Das ist Ding-Dong! Er hilft mir bei allem möglichen, zum Beispiel wenn ich einen Weg gehen muß, den ich nicht kenne. Aber bei mir daheim habe ich immer alles gefunden. Hier ist es schwerer.”

“Wir helfen dir.” Die Stimme gehörte einem Jungen, der noch nichts gesagt hatte.

“Ich heiße Jordi. Meinen Eltern gehört das Brescci-Anwesen. Sie haben mir mal von dir erzählt. Du bist von der alten Farm der Shines, oder?”

Luava hatte keine Zeit mehr, zu antworten.

Die Tür ging ein weiteres Mal auf, und mit schweren Schritten kam ein Erwachsener herein. “Hallo und guten Tag.” Eine männliche Stimme. “Heute sprechen wir über die Grammatik des Interkosmo. Was war gestern dran?”

Luava hörte, wie sich die Kinder auf ihre Plätze verteilten.

“Verschiedene Aussprachen”, sagte dann die Stimme, die sie als Kismes erkannte.

“Das stimmt. Wir machen mit den Eigenarten der Blues weiter. — Ah! Ich sehe, auch unsere neue Schülerin ist dabei. Du bist Luava?”

“Ja”, gab sie schüchtern zurück.

Hätte sie nur sehen können, was sich vor ihr abspielte. Doch sie hatte noch Zeit genug, wenn sie erst einmal wieder mit sich allein war. Heute abend wollte sie Ding-Dong genau befragen.

“Schön. Mein Name ist Dostoj Last. Ich hoffe, wir beide kommen gut miteinander aus. Ab heute nehmen wir Rücksicht darauf, daß du nicht sehen kannst. Wenn du Schwierigkeiten hast, melde dich. Dann denken wir gemeinsam nach. - Und jetzt zu den Blues.”

Die ersten Unterrichtsstunden vergingen wie im Flug.

Sie nahmen sogar gemeinsam das Mittagessen zu sich. Luava gewann immer mehr Freude daran, mit den anderen Kindern zusammenzusein. Als Neue stand sie den ganzen Tag im Mittelpunkt - und das war etwas, was ihr gefiel.

Sie demonstrierte, wie sie als Blinde trotzdem essen konnte. Zunächst tastete sie alles ab, was vor ihr lag. Für das Essen selbst nahm sie einen Löffel zu Hilfe.

“Nicht helfen, Ding-Dong. Ich schaffe es allein.”

Luava aß, ohne auch nur ein bißchen zu verschütten.

Natürlich hätte sie auch ihre Finderinge zu Hilfe nehmen können. An drei Fingern jeder Hand hatte sie einen solchen Ring; es handelte sich um sehr teure Sonderanfertigungen. Monroe behauptete sogar, daß die Ringe von Siga stammten. In jedem war ein Mikroantigrav eingebaut. Damit konnten die Ringe auf ihre Finger Zug ausüben.

Per Funk wiederum standen sie mit Ding-Dong in Verbindung. Und manchmal, wenn Luava Schwierigkeiten hatte, etwas zu greifen, halfen die Ringe beim Finden mit. Also hießen sie Finderige.

Nach dem Essen zeigte sie den anderen, was es damit auf sich hatte. Auch ohne funktionierende Augen konnte sie tun, was die anderen konnten. Nur - sie sah nichts davon.

Der Tag ging wie im Flug vorbei. Als Monroe sie mit dem Gleiter abholte, war sie fast schon traurig.

Luava fand immer mehr Gefallen an der Schule. Jetzt hatte sie neben ihrem Kater noch etwas, worauf sie sich freuen konnte.

Es war, als entdecke sie eine neue Welt.

Sicher gab es viele Schwierigkeiten. Einige ihrer neuen Kameraden stellten gerne ihre Überlegenheit heraus. Dann ärgerte sich Luava jedesmal schwarz, doch sie versuchte stets, sich möglichst wenig anmerken zu lassen.

Sie war klüger als die anderen. Daran gab es keinen Zweifel.

Besonders ein Junge namens Blart war schlimm. Mit seiner schrillen Stimme hatte er sie oft aufgezogen. Luava konnte in seinen Worten die Unsicherheit hören. Aber sie wußte, daß sie nichts davon sagen durfte - sonst würde Blart auf sie nur noch wütender.

Auch der Unterricht selbst bereitete Schwierigkeiten. Die Lehrer mußten auf optische Hilfsmittel weitgehend verzichten. Manchmal allerdings waren Diagramme unumgänglich. In solchen Fällen half Ding-Dong. Der Robot stellte die Bilder per Blindenschrift auf seinem Körper her. Während die anderen auf Monitoren und Projektbilder schauten, tastete sie Ding-Dong ab.

Als Monroe keine Lust mehr hatte, sie täglich mit dem Gleiter nach Jimmini zu bringen, flog der Autopilot nach Programm. “Die paar Kilometer schafft der Gleiter ohne mich genausogut”, sagte der Alte.

“Wenn du nicht mitkommst, darf ich dann Kirmin mitnehmen?” fragte Luava zurück.

“Auf keinen Fall.”

“Dann gehe ich nicht mehr in die Schule”, drohte sie.

“Okay, Kleine. Ich muß auf die Felder, das weißt du genau. Also kriegst du deinen Willen. Nimm den Kater mit. Aber du hast die Verantwortung.”

Luava lockte Kirmin mit einer Schale Milch an. Dann nahm sie ihn sanft auf die Arme und trug ihn durch das Haus. Ihre Hände streichelten sein Fell, Ding-Dong öffnete die Türen.

Da vorn war der Gleiter.

Sie tastete sich vorsichtig heran, weil sie nicht gleichzeitig Kirmin tragen und mit ihrem Stock den Gleiter suchen konnte.

“So, Kirmin. Da geht's rein.”

Sie ließ den Kater auf den Sitz neben ihr springen und schloß die Haube. Ein paar Minuten später hatten sie die Schule erreicht. Der Unterricht begann mit Lektionen in Physik. Während der ganzen Zeit lag Kirmin ruhig auf ihrem Schoß, miaute ab und zu und döste wohlig. Erst gegen Ende des Unterrichts wurde er unruhig.

Luava versuchte, ihn festzuhalten.

Aber er hatte seinen eigenen Kopf. Wann immer sie versuchte, ihn zu etwas zu zwingen, artete es in Kampf aus. Diesmal verlor Luava. Kirmin riß sich los und sprang weg.

“Was ist da los?” fragte die Lehrerin. “Luava!”

“Das ist ihre Katze!” schrie Blart mit seiner schrillen Stimme. “Fangt sie! Sie ist durchs Fenster!”

Luava bekam einen Schrecken. Kirmin war nie unter so vielen Menschen gewesen.

“Holt ihn wieder!” bat sie. “Ich muß ihn wiederhaben!”

Sie hörte, wie die anderen Kinder aufsprangen und durcheinanderliefen. Die Lehrerin hatte keine Chance; hiermit war der Unterricht beendet. In Windeseile leerte sich der Raum.

“Was geschieht, Ding-Dong?” fragte sie.

“Sie sind fast alle nach draußen gelaufen. Auf dem Schulhof suchen sie Kinnin. Aber Kirmin ist zu schnell für sie.”

“Bleibt er in der Nähe?”

“Ja. Er spielt.”

“Geh hinaus und fange du ihn”, forderte Luava.

“Das geht nicht, Lu. Monroe hat mir verboten, daß ich dich hier in Jimmini allein lasse.”

Zornig ballte sie die Fäuste. Warum hatte Monroe das getan? Sie konnte sehr gut allein entscheiden, was Ding-Dong zu tun hatte.

“Keine Angst, Luava”, mischte sich plötzlich eine dritte Stimme ein.

Sie gehörte dem Mädchen namens Kisme. Luava hatte nicht gehört, daß sie in der Nähe war. Die andere stand von ihrem Stuhl auf und ging zunächst zum Fenster. Dort raschelte sie mit Papier, dann kam sie auf Luava zu.

“Blart und die anderen haben Kirmin bald. Ich will mit dir sprechen.”

“Worüber?” fragte Luava. Sie war nicht recht bei der Sache, obwohl Kismes Tonfall sie hätte aufmerksam machen müssen.

“Über deine Augen.”

“Aber du weißt doch, daß ich nicht sehen kann.”

“Ja, weiß ich. Trotzdem. Meine Mutter und mein Vater haben gesagt, heutzutage gibt es keine blinden Menschen mehr. Sie sagen, daß jedes Teil des Körpers ganz leicht ersetzt werden kann. Sie meinen, du sollst dir doch einfach andere Augen einsetzen lassen.”

Plötzlich klopfte Luava das Herz bis zum Hals.

“Du meinst... das ginge so einfach?”

“Klar! Meine Eltern sagen, wenn es deinen Eltern zu teuer ist, zahlen sie das Geld selber.”

“Meine Eltern sind tot.”

“Aber du wirst doch immer von einem Mann gebracht.”

“Ja. Das ist Monroe. Er hat mich adoptiert.”

“Dann frage ihn doch.”

Luava hatte keine Zeit mehr, weiter mit Kisme zu sprechen. Draußen entstand unvermittelt lautes Geschrei. Dann ein Fauchen, und dazu Blarts durchdringende Stimme.

Ein paar Sekunden später kam die ganze Horde wieder in den Raum gelaufen. Bei sich hatten sie Kirmin, das hörte sie am empörten Miauen des Katers.

Die vielen Geräusche verwirrten Luava. Sie hatte keine Ahnung, was in diesem Augenblick geschah.

Doch sie spürte Aggressivität.

“Kirmin! Kirmin, wo bist du!”

“Hier hast du deinen verdammten Kater.”

Das war Blarts Stimme, ganz nahe und ungeheuer wütend. Luava duckte sich unwillkürlich. Im selben Moment wurde Kirmin ihr geradezu in den Schoß geworfen. Er krallte sich fest und fauchte, wie es Luava nie vorher von ihm gehört hatte.

“Nicht, Blart!” schrie eines der Kinder.

Und in der Sekunde darauf verspürte Luava einen Schlag. Ihre Wange brannte wie Feuer.

“Das dafür, daß dein Kater mich blutig gekratzt hat. “Bring” ihn bloß nicht wieder mit. Hörst du?”

Luava hielt sich schockiert die Wange. Kamen weitere Schläge? Nein, so hatte sich der Junge nicht angehört.

“Ich verstehe schon”, brachte sie heraus. “Kirmin bleibt ab heute wieder zu Hause.”

Betretenes Schweigen herrschte im Raum. Luava hörte trotz des Pochens in ihren Ohren, wie Blart sich umdrehte und hinausging. Nun erst kamen die anderen zu ihr.

“Blart ist wirklich schlamm”, meinte Kisme. “Mich hat er einmal sogar verprügelt.”

“Er ist nun mal der Stärkste”, ergänzte Jordi. “Da können wir auch nichts machen.”

Luava brachte den Rest des Tages herum, ohne ein Wort zu sagen. Sie taute erst ein wenig auf, als sie mit Ding-Dong im Gleiter saß.

“Warum hast du mir nicht geholfen?” brach es zornig aus ihr hervor. “Wozu bist du eigentlich bei mir?”

“Ich durfte nicht eingreifen”, antwortete Ding-Dong mit mechanischer, dennoch sanfter Stimme. “Monroe hat es verboten. Er sagt, du mußt auch negative Erfahrungen sammeln. Du wirst nicht immer jemanden haben, der dir hilft. Du mußt dir selbst Respekt verschaffen.”

“Habe ich das nicht? Die anderen mögen mich doch!”

“Das ist zuwenig. Zwischen mögen und Respekt verschaffen besteht ein Unterschied.”

Luava ballte die Fäuste und hämmerte frustriert auf die Konsole vor ihr. “Was soll ich denn machen? Ich kann nicht sehen wie die anderen.”

“Du mußt dich eben mit deiner Klugheit durchsetzen. Monroe sagt, daß du für dein Alter geistig sehr weit bist. Und die Direktorin sagt, sie hätte nie ein so kluges Kind gesehen.”

“Du lügst. Das hat Melin Sung bestimmt nicht gesagt.”

Ding-Dong gab keine Antwort. Nur das beständige, leise Summen neben ihr zeigte, daß er noch da war. Luava hatte ohnehin begriffen, worauf alles hinauslief. Das Gerede von ihren Fähigkeiten war ja eindeutig.

Wenn nur nicht alles so unfair gewesen wäre... Vielleicht war sie wirklich klüger als andere - aber was nützte das?

Luava schlug sich viele Tage lang mit Kismes Erzählung herum. Mit Monroe zu sprechen wagte sie nicht.

Manchmal träumte sie von neuen Augen; doch der Ausgang war jedesmal derselbe. Sie konnte die Augen spüren. Sie fühlte, wie ein Team von Chirurgen Löcher in ihre Stirn schnitt und mit den Augen füllte. Aber kurz, bevor sie den ersten Blick in die Welt tat, setzte mit schöner Regelmäßigkeit etwas in ihr aus. Luava wachte dann auf und mußte sich erst einmal den Schweiß von der Stirn wischen.

Ding-Dong bemerkte ihre Schlaflosigkeit.

Monroe jedoch erfuhr kein Wort, und vielleicht gehörte auch das zu diesem neuen Konzept von Selbständigkeit.

An diesem Tag war der Unterricht eine Stunde früher als gewöhnlich zu Ende. Es war ein schöner Tag mit Sonnenschein und Wind aus Richtung Süden, einer der ersten warmen Frühlingstage. Heiße Sommermonate standen Jimmini bevor.

Luava tastete sich mit ihrem Stock bis zum Gleiter. Kisme und Jordi begleiteten sie bis dorthin.

“Schönen Tag auf der Farm!” rief Jordi Bresczi noch. “Und es bleibt dabei? Morgen kommst du zu Besuch auf unser Anwesen?”

“Alles klar”, gab Luava zurück. Dann schlug sie die Gleiterhaube zu. Ding-Dong ließ das Fahrzeug starten.

“Beschreibe mir, was du siehst”, bat sie.

“Der Himmel ist wolkenlos”, begann der Roboter. “Wir passieren die Grenze von Jimmini. Die ersten Felder von Pseudo-Hafer blühen. Bald beginnt der Samenflug, die Bäume tragen schon volles Blattwerk.”

“Keine Spur mehr vom Winter?”

“Nein”, gab Ding-Dong zurück.

Der Flug verlief wie immer.

Jedenfalls während der ersten fünf Minuten. Luava ging wie immer noch einmal den Unterricht des Tages durch; dachte über Ungereimtheiten nach und legte sich ein Programm für den Rest des Tages zurecht. Sie könnte Monroe auf den Feldern besuchen oder Kirmin das Fell bürsten.

Dann das Rütteln.

“Was war das?”

Ding-Dong gab keine Antwort. Der Gleiter neigte sich nach vorn und verzögerte. Dabei waren sie noch nicht einmal in der Nähe der Shine-Farm. Hier lag der Waldstreifen, der sich zwischen Jimmini und den nördlichen Feldern erstreckte.

Kein Mensch wohnte ringsum.

“Ding-Dong!” schrie sie in plötzlicher Panik. “Was ist da los?”

Endlich antwortete der Roboter: “Jemand greift per Fernsteuerung in den Kurs ein. Wir landen auf einer Lichtung. Ich sehe zwei Männer.”

“Was für Männer?”

“Terraner. Einer mit weißer Hautfarbe, der andere schwarz.”

Weitere Auskünfte jedoch blieb Ding-Dong schuldig. Sie faßte sich willentlich; Luava beruhigte mühsam ihre Atmung und versuchte, das Zittern der Hände zu unterdrücken. In diesem Augenblick wünschte sie sich, sie wäre so alt wie Monroe gewesen. Dann hätte sie einen Ausweg gewußt.

Der Gleiter landete mit einem sachten Ruck.

Anschließend schwang die Haube auf.

“Guten Tag”, sagte eine fremde Stimme. “Möchtest du aussteigen?”

Und etwas, was Luava beim besten Willen nicht erwartet hatte, geschah: Sie faßte von einer Sekunde zur anderen Vertrauen. Die Stimme klang so freundlich, daß nichts Böses dahinterstecken konnte.

“Wir möchten mit dir sprechen.” Das war die zweite Stimme, ebenso beruhigend wie die erste, wenn auch ein wenig härter. “Du bist Luava, nicht wahr?”

“Ja”, gab sie neugierig zurück. “Und wer seid ihr?”

“Das können wir unter dem Baum da vorn besprechen. Wir haben ein kleines Picknick vorbereitet.”

Luava kletterte vorsichtig aus dem Gleiter und ertastete mit ihrem Stock den Untergrund. Vorsichtig ging sie ein paar Meter.

Aber irgend etwas fehlte doch! Sie blieb stehen und horchte einfach. Endlich begriff sie.

“Ding-Dong!”

“Ich bleibe hier, Lu.” Die Stimme kam vom Gleiter.

“Was?” fragte sie entgeistert. “He! Du hast mich doch noch nie alleingelassen!”

Die erste Stimme erklärte: “Du mußt keine Angst haben, Luava. Was wir zu reden haben, ist nicht für seine Sensoren bestimmt. Komm, hier herüber.”

Das Vertrauen in ihr war noch immer grenzenlos, und so folgte sie ohne Bedenken dem Fremden. Gleich darauf fühlte sie sich beim Arm genommen und die restlichen paar Meter weit geführt.

“Hier ist es. Du kannst dich setzen. Möchtest du ein Stück Kuchen?”

Das Sonderbare der Situation brach wie ein Wasserfall über sie herein. Wer hatte je von einer solchen Sache gehört? Gleiter wurden nicht per Fernsteuerung angehalten. Schon gar nicht von zwei Fremden, die ein Picknick vorbereitet hatten.

Luava ließ sich tatsächlich ein Stück Kuchen geben. Der Geschmack war sonderbar; anders als alles, was sie bisher gegessen hatte.

“Mein Name ist Fellmer”, sagte der erste Fremde.

Und der zweite: “Ich heiße Ras.”

“Meinen Namen kennt ihr ja schon”, sagte sie.

“Ja, wir wissen ziemlich viel über dich. Wir haben von dem blinden Mädchen gehört, das so viel Talent hat. Da dachten wir, ein Gespräch könnte nicht schaden. Wir kommen von Terra, weißt du. Bei uns sucht man immer nach klugen Menschen.”

“Aber Monroe sagt, wir gehören zu den Freifahrern von Olymp. Auch wenn wir eine Farm haben.”

“Olymp oder Terra”, meinte der Mann namens Ras. “Was macht das schon? Ich habe viele Welten gesehen. Das einzige, was immer gleich ist, sind die Menschen.”

Luava nahm einen zweiten Bissen. An den Kuchen hätte sie sich gewöhnen können, Monroe hatte nie solchen gekauft. Innen schmeckte sie eine köstliche Füllung, die aus kleinen weichen Kügelchen bestand.

“Wir möchten etwas wissen”, fuhr Ras fort. “Wir fragen uns, inwiefern du den anderen Kindern überlegen bist. Was ist so Besonderes an dir, Luava?”

“Ich bin klüger”, behauptete sie.

“Und weiter?” bohrte der fremde Mann. “Hast du dir jemals gewünscht, zu wissen, was andere denken? Und dann wußtest du es?”

“Nein.”

“Das ist es nicht, Ras”, murmelte der Mann, der Fellmer hieß.

Das Mädchen verstand nicht, was er meinte. “Wovon sprechst ihr?”

Ras lachte. “Oder stell dir das hier vor! Du spürst einen Gegenstand in der Hand, und plötzlich fliegt er weg. Nur, weil du es so willst.”

Luava versuchte, ihm den Gefallen zu tun. Aber sie hatte noch nie so etwas Verrücktes gehört. “Das kann niemand”, antwortete sie im Brustton der Überzeugung.

“Laß es gut sein, Ras.”

Das war wieder Fellmer, der die ganze Zeit geschwiegen hatte. Aber Luava hörte seiner Stimme plötzliche Entspannung an; als habe er sich bei irgend etwas angestrengt.

Eine Weile herrschte Schweigen. War da Enttäuschung? Luava wußte es nicht.

“Kann ich noch Kuchen bekommen?” fragte sie dann.

Die beiden Männer lachten. “Aber sicher”, gab Fellmer zurück. “Noch ein ganzes Kilo, wenn du willst.”

Luava sprach noch eine ganze Weile mit den beiden. Sie erzählte, wie es war, blind zu sein — und Ras und Fellmer erzählten von fremden Welten, die sie kennengelernt hatten. Ihre Worte klangen so ganz anders als die trockenen Schullektionen. Neid erwachte in ihr.

“Jetzt ist es Zeit”, meinte Fellmer. “Monroe Munnigal wird dich erwarten.”

“Ja, das könnte sein. Aber was soll ich ihm erzählen? Die Wahrheit glaubt er ja doch nicht. Außer, wenn Ding-Dong alles bezeugt.”

“Wozu?” fragte Fellmer rasch. “Sagen wir, dieses Treffen bleibt unser Geheimnis. Was meinst du? Nur wir drei dürfen davon wissen.”

Der Gedanke war verlockend, dachte Luava. Geheimnisse hatte jeder. Und jetzt hatte sie eines gemeinsam mit Ras und Fellmer.

“Hallo, kleine Prinzessin!”

Monroe hatte sie schon von weitem kommen sehen. Der Stimme nach hielt er sich nicht am Robotfuhrpark auf, sondern beim zweiten oder dritten Silo. Das war fünfzig Meter entfernt.

Luava tastete sich mit dem Stock in seine Richtung. Der Kiesweg lief zunächst an der Halle vorbei, dann zweigte ein weiterer Weg ab. So waren die sechs Silos und der Fuhrpark miteinander verbunden.

Luavas Herz klopfte.

Sie wußte gar nicht, weshalb sie sich solche Sorgen machte. Was war so schlimm an einer simplen Frage? Und was so schlimm an dem, was Kisme ihr vor ein paar Wochen erzählt hatte?

Aber Luava sah ein, daß sie sich nicht länger drücken konnte. Die Alpträume wurden ständig schlimmer, sie mußte einfach Gewißheit haben.

Da vorn kamen Schritte. Allein schon am Rhythmus erkannte sie Monroe. "Ah, da bist du ja", sagte der alte Mann. "Was treibt dich hierher, hm? Ist die Schule aus?"

"Seit einer Stunde", antwortete Luava stockend.

"Und Kirmin?"

"Hat Futter und Wasser bekommen. Dann habe ich ihn eine halbe Stunde lang gekrault. Keine Sorge, daß er zu kurz kommt."

"Ich mache mir keine Sorgen, Kleine. Ich weiß, daß du Gefühl für Verantwortung hast. Und ich merke, daß dir etwas auf der Seele liegt. ...Seit ein paar Wochen schon, nicht wahr? Wollen wir darüber reden?"

Luava traute ihren Ohren nicht. Da hatte sie geglaubt, sie müßte das ganze Problem allein mit sich selbst ausmachen. Sie hatte versucht, kein Wort zu sagen, keine Miene zu verziehen. Doch Monroe kannte sie, seit sie am Leben war. Auch, wenn der alte Mann sich in letzter Zeit wenig um sie kümmerte — vormachen konnte sie ihm nichts.

Hauptsache, er kam nicht hinter ihr Geheimnis.

"Komm, Kleine. Wir setzen uns auf die Terrasse."

Ein paar Minuten später hatte Monroe Stühle hinausgestellt. Auf dem Tisch standen heiße Schokolade mit Sahne, dazu kalter Saft vom Südkontinent. Es war zum Glück nicht so brütend heiß wie gestern und am Tag davor. Ein Schwarm Jammervögel zog schreiend vorbei.

"Eine Schülerin hat mir etwas erzählt", begann Luava. "Es geht um meine Augen. Ihre Eltern haben behauptet, man könnte mir ganz leicht neue Augen einsetzen. Dann könnte ich sehen wie die anderen."

Monroe sog tief die Luft ein. Seine Hand strich über ihren Schöpf; die Finger spielten nervös mit einzelnen Strähnchen.

"Ich habe befürchtet, daß eines Tages diese Frage kommen würde. Vielleicht ist es das beste, wenn ich dir die ganze Geschichte einmal erzähle. Du weißt, Luava, daß deine Eltern an einer Krankheit gestorben sind. Dann sollst du auch den Rest wissen."

Monroe erzählte ihr von ARAM I, dem Forschungssatelliten. Wie Carl und Semica Shine an Bord gingen, wie sie zu den übrigen Wissenschaftlern stießen und bei einem Ausbruch plötzlicher Sonnenaktivität in Gefahr gerieten.

Dann die unerklärliche Krankheit, schließlich der qualvolle Tod. Und seitdem, so berichtete Monroe, hatte sich Boscyks Stern nie wieder so auffällig verhalten.

"Also sind meine wirklichen Eltern ganz umsonst gestorben?" fragte sie.

"Wenn man so will - ja, das sind sie."

Luava brütete lange über der Geschichte. Hin und wieder nippte sie an ihrer Schokolade, mit der Zunge zog sie die sahnigen Ränder der heißen Tasse nach. Weder verstand sie, worin der Sinn von ARAM I gelegen hatte, noch konnte sie sich etwas unter der Krankheit ihrer Eltern vorstellen.

Beinahe eine halbe Stunde verging so.

"Aber was hat das Ganze mit meinen Augen zu tun?" fragte sie plötzlich.

"Die Strahlung, von der ich dir erzählt habe! Als sie auftrat, warst du bereits gezeugt. Und du als unge borenes Kind hast dieselbe Dosis abbekommen, die deine Eltern und alle anderen Forscher von ARAM I umgebracht hat."

“Ich bin nicht gestorben.”

“Nein. Aber es lag eine Schädigung in deinem Gehirn vor. Mediziner haben kurz nach deiner Geburt alle Werte der Hirntätigkeit gemessen. Demnach bist du ziemlich außergewöhnlich, Kleine. Aber das Schlimme ist, daß du ohne Sehzentrum im Hirn geboren bist.”

“Das heißt...”

“Ja. Deine Augen sind eigentlich in Ordnung. Aber in deinem Gehirn gibt es nichts, was die Reize empfangen könnte. Verdammter Stern da oben! Es tut mir leid, Luava. Ich kann dir nichts anderes sagen.”

“Kann man mir kein Sehzentrum einpflanzen?”

“Nein. Die Ärzte sagen, es ist unmöglich.”

Luava stand auf und ließ Monroe auf der Terrasse sitzen. Mit einemmal vertrug sie keine direkte Sonne mehr. Die Strahlung also - sie hatte dafür gesorgt, daß Luava niemals sehen konnte.

“Lu?”

“Ja, Ding-Dong?”

“Ich mache mir Sorgen um dich, Lu.”

Sie lachte unecht. “Warum denn? Ich suche Kirmin, und dann will ich in den Wald. Es gibt viel, worüber ich nachdenken muß.”

Das Geräusch, das sie hörte, klang fast wie ein maschinelles Aufatmen.

3.

Trade City: Ganymed Hellerwiss

Luava wurde schließlich erwachsen genug für ein eigenes Leben.

Und sie fing an, sich für Boscyks Stern zu interessieren. Mit den Jahren sammelte sie alles Wissen, was sich nur denken ließ. Natürlich ging damit eine gewisse Strukturierung ihrer Ausbildung einher. Sie belegte vorwiegend Fächer, die dem Verständnis der Vorgänge von damals dienten.

Dazu gehörten Physik und Chemie, später Astrophysik, die fünfdimensionalen Wissenschaften, Mathematik. Alles natürlich in Grenzen; sie konnte nicht binnen weniger Jahre lernen, wozu andere ein halbes Leben brauchten.

Luava entwickelte ein besonderes Verhältnis zu Boscyks Stern. Oft lag sie stundenlang auf der Lichtung im Wald. Ihr Gesicht war dann nach oben gekehrt, und sie versuchte, die Sonne regelrecht zu *spüren*.

Monroe erzählte sie nichts davon.

Denn bald war Luava davon überzeugt, daß sie die Sonne wirklich spüren konnte. Dafür gab es Gründe. Über Monate verteilt wachte sie mehrmals nachts auf, geplagt von innerer Unruhe und einem sonderbaren Gefühl. Sie konnte dann nicht schlafen und verbrachte den Rest der Nacht auf der Terrasse.

Erst später kam sie darauf, die Unruhephasen mit bestimmten Sonnenphasen in Beziehung zu bringen. Die Verbindung existierte tatsächlich. Aber sie legte keinen Wert darauf, von Monroe und allen anderen für verrückt erklärt zu werden.

Es war schlimm genug, blind zu sein.

Die Ausbildung erforderte immer öfter ihre Abwesenheit von der Farm. Monroe suchte für sie ein Apartment in der nächsten Stadt. Dort existierte eine kleine Universität.

In Kinnok lebten fünftausend Menschen - ein Vielfaches der Einwohnerzahl von Jimmini. Niemand war ihr bekannt. Zum erstenmal erlebte Luava echte Anonymität. Ein paar Nachbarn bekamen zwar mit, daß sie blind war, doch das war schon alles.

Ihre Wohnung war klein. Drei Zimmer, knapp fünfzig Quadratmeter Fläche. Als einzige Hilfe hatte sie Ding-Dong dabei. Monroe hatte ihr auch Strong, den Haushaltsroboter der Farm angeboten. Aber Luava wollte möglichst unabhängig leben.

Einen weiteren Schritt in diese Richtung tat sie schon bald.

Als Frau legte sie die Finderinge ab, die sie seit frühester Blindheit fast immer am Finger getragen hatte. Von nun an mußte sie ohne auskommen. Sie umwickelte die kleinen Geräte mit einem Tuch, verstaute sie in einem Karton und suchte dafür die hinterste Ecke der Wohnung aus.

Den täglichen Weg zur Universität legte sie mit dem eigenen Gleiter zurück. Luava lernte diejenigen Leute kennen, die für sie von Bedeutung waren. Ansonsten kapselte sie sich ab.

Außerdem hatte sie von Kinnok aus Transmitterverbindung nach Trade City. Dieser Umstand erwies sich als besonderer Glückssfall. Nahe am Raumhafen dort unterhielt ein mächtiger Freifahrerfürst seine private Forschungsstation. Sein Name war Somny Verde, die Station hatte er nach sich selbst Verde-Forschungszentrum genannt.

Einmal nur traf sie ihn.

Der Fürst war ein eitler Mann; dazu mußte sie nicht sehen können. Luava hörte die Spannungen in seiner Stimme, wenn er von den eigenen Leistungen sprach. Dazu der Unterton der Freude, die Empfänglichkeit für jedes Lob.

Sie nutzte die Berechenbarkeit des Mannes aus. Am Ende erhielt sie die Genehmigung, jede Einrichtung der Station für ihre Studien zu nutzen. Trotz ihrer Jugend rückte Luava ins Team der Forscher auf.

Kein Kunststück, dachte sie. Olymp war noch immer arm an eigenen Wissenschaftlern. Aus Händlern und Abenteuerern wurden nicht so leicht Stubenhocker.

Der Vorfall ereignete sich, als sie gerade vierundzwanzig Jahre alt geworden war.

Luava weilte für mehr als einen Monat auf der Shine-Farm. Ein paar ihrer alten Freunde kamen vorbei; Kisme, die inzwischen geheiratet hatte und ein eigenes Raumschiff besaß, Jordi, sogar die Schulleiterin Melin Sung. Sie mußte über hundertfünfzig Jahre alt sein.

Für zwei Stunden ließ sich auch ihr Peiniger von früher sehen. Der Junge namens Blart war ein Mann mit allen Eigenarten eines bodenständigen Bauers geworden.

Luava erinnerte sich mit Schaudern an ihr erstes Jahr in der Schule. Die vielen Bosheiten von ihm, einmal sogar Schläge. Und dann die Zeit, in der sie alle Sexualität und Liebe entdeckt hatten. Alle - außer Luava. Sie hatte sich immer den ernsten und weniger ernsten Spielen verweigert, weil sie nie die Unbefangenheit der anderen teilte.

Der wirklich wichtige Besuch allerdings kam einen Tag später. Sie saß auf der Terrasse, hatte bis auf einen luftigen Bademantel alle Kleidung abgelegt und ließ sich von der Sonne wärmen.

“Na, kleine Prinzessin? Noch mal dasselbe?” fragte Monroe.

“Nein danke”, gab sie zurück.

Luava stellte ihr leeres Glas auf den Tisch zurück. Mit einer Hand ertastete sie seine Schulter und drückte kurz. Der Wind blies den Duft reifen Pseudo-Hafers heran, manchmal auch einen Hauch von Borgnirblüte. In kurzer Entfernung plätscherte das Hochwasser des Jimmbachs.

Und da war noch etwas.

Luava hörte das Pfeifgeräusch viel früher als Monroe. Der Alte ließ immer mehr nach. Seine Ohren hatten gerade noch die halbe Leistungskraft.

“Ein Gleiter kommt”, sagte sie. “Kannst du ihn sehen?”

Sekunden vergingen. “Ja”, gab Monroe dann mit heiserer Stimme zurück. „Aber den kenne ich nicht.”

“Ein Gleiter aus Trade City”, stellte Ding-Dong fest. Die Optiken des Roboters waren menschlichen Augen weit überlegen. “Nur ein einziger Passagier.”

Zuerst hatte Luava an die beiden Fremden denken müssen - an ihr großes Geheimnis namens Ras und Fellmer, das sie noch immer bewahrte. Aber dann schalt sie sich eine Närrin. Vielleicht hatte sie sich das Ganze ohnehin eingebildet, Kinder neigten manchmal dazu.

“Er landet hinter dem Haus, am Laborflügel”, beschrieb Monroe seine Eindrücke.

“Ein sehr dicker Mann, er steigt gerade aus und kommt hierher.”

Luava hörte schön von weitem die stampfenden Schritte.

“Hallo!” rief der Fremde. “Mein Name ist Ganymed Hellerwiss. Ich bin ein Beauftragter des Fürsten Polycran Beam. Ich hoffe, ich darf näher treten?”

“Kommen Sie!” rief Monroe barsch. “Sie sind ja ohnehin da.” Und flüsternd Luava zugewandt: “Ein schmieriger Kerl. Wir müssen achtgeben, was wir sagen.”

Soweit war Luava auch schon. In diesem Fall ersetzte das präzise Hörvermögen ihr den Gesichtssinn. Hellerwiss' Stimme klang alles andere als sympathisch.

Die stampfenden Schritte kamen nahe heran. Ein weiteres Geräusch: Der Fremde hatte sich gesetzt.

Eine Weile herrschte Schweigen. Endlich sorgte Monroe für den Beginn der Unterhaltung. “So”, meinte er. “Sie kommen also im Auftrag des Fürsten Beam ...”

“O nein, das habe ich nicht gesagt”, antwortete Hellerwiss. “Ich bin zwar sein persönlicher Beauftragter, aber ich habe mich auf eigene Initiative hierher aufgemacht.”

Wieder herrschte Schweigen.

“Sie sind wegen mir da”, stellte Luava plötzlich fest.

“Das ist richtig. Luava Shine, wenn ich mich nicht irre? Die Tochter von Semica und Carl Shine? Adoptiert von Monroe Munnigal?”

“Genau. Und jetzt sagen Sie endlich, was Sie wollen.”

Luava hörte, wie Monroe die Geduld durchging.

“Ich bin Arzt”, erklärte der Fremde mit schmeichelhafter Stimme. “Arzt und Genetiker. Und in dieser Funktion stieß ich auf die Akte Luava Shine. Sie können mir glauben, die besondere Lage Ihres Falles hat mich seit Wochen nicht wieder losgelassen.”

Deshalb also!

Aber Luava hatte keineswegs die Absicht, sich nochmals ohne Ergebnis untersuchen zu lassen. Inzwischen hatte sie ihr eigenes, geordnetes Leben. Sie war

kein Versuchsobjekt für tatendurstige Wissenschaftler.

“Sie verschwenden Ihre Zeit, Ganymed Hellerwiss”, sagte sie.

“Vielleicht nicht, wenn Sie mich anhören.”

“Haben Sie nicht verstanden?” sagte Monroe barsch.

“Doch. Aber Luava hat ein Recht auf ihre eigene Entscheidung.”

Das war geschickt gekontert, dachte sie. Der Fremde stellte es hin, als wolle Monroe ihr die Entscheidung abnehmen. Hellerwiss wollte ihren Widerspruch wecken. Sein kleines Manöver ließ die junge Frau lächeln.

“Also sprechen Sie.”

“Danke, Luava. Ich darf Sie doch Luava nennen? Schön! - Da mir Ihr Problem keine Ruhe ließ, habe ich nochmals begonnen, nach einem Ausweg zu suchen. Vielleicht habe ich ihn gefunden. Wir wissen, daß Ihr Hirn nicht über ein Sehzentrum verfügt. Die entsprechenden Informationen zum Aufbau eines Gesichtssinns sind jedoch in Ihrem genetischen Kode enthalten.”

Luava ahnte, worauf der andere hinauswollte.

“Und?”

“Ich will versuchen, Ihnen ein Sehzentrum zu klonen, Luava. Dann werden wir sehen, ob wir es Ihnen implantieren können.”

Mit einemal begann ihr Herz heftig zu klopfen. Luava fühlte sich an damals erinnert; an den Augenblick, als Kisme ihr etwas ganz ähnliches erzählt hatte.

Aber heute war sie nicht das unwissende Kind von damals. In Ansätzen konnte sie den Vorschlag beurteilen. Das, wovon er sprach, war in der zeitgenössischen Medizin im Prinzip gang und gäbe. Und doch hatte es immer geheißen, übliche Prinzipien seien auf ihren Fall nicht anwendbar.

“Welche Chancen sehen Sie?” fragte sie mit bebender Stimme.

“Fünfzig zu Fünfzig. Es geht um folgendes: Wäre der genetische Kode unversehrt geblieben, Ihr Sehzentrum hätte sich gewiß entwickelt. Das aber war bekanntlich nicht der Fall...”

“Reden Sie verständlich”, schnauzte Monroe den Fremden an.

Hellerwiss' Stimme klang beleidigt. “Ich gebe mir Mühe, Monroe! Hören Sie einfach zu, okay? Also: Wenn das Genmaterial in den Hirnzellen geschädigt wurde, ist die Wahrscheinlichkeit groß, daß dies auch für alle anderen Zellen gilt. Wir müssen also mit viel Aufwand den Kode reparieren.”

“Ich verstehe.”

Luava saß mindestens zehn Minuten stumm auf ihrem Stuhl. Dabei hörte sie zu, wie Monroe und der Fremde miteinander stritten. Doch zugleich verfolgte sie ihre eigenen Gedankengänge. Was hatte sie zu verlieren? Wäre es so schlimm, wenn sie starb wie ihre Mutter? Dabei stand ein solches Ende nicht einmal zur Debatte. Von Risiken hatte Hellerwiss nichts gesagt.

“Ich bin einverstanden”, entschied Luava deshalb.

Die Männer unterbrachen ihren Streit.

“Was muß ich tun, Hellerwiss?”

“Oh, das ist einfach.” Der Mann erhob sich mit einem ächzenden Geräusch, das von äußerst schlechter Form zeugte. “Geben Sie mir einfach nur einen Finger.”

Luava streckte ohne Zögern die rechte Hand aus. Sie spürte, wie die schweißige Pranke des anderen einen Zeigefinger faßte; und bemerkte kurz darauf den feinen

Stich.

“Ich habe eine Zellprobe entnommen, Luava. Das war fürs erste alles. Sie hören wieder von mir.”

Ganymed Hellerwiss verschwand ohne Gruß. “Und wann ist das?” rief Luava ihm noch hinterher. Eine Antwort jedoch erhielt sie nicht.

Der Gleiter startete und verschwand.

“Du hast ihn verärgert”, warf sie Monroe bitter vor.

“Hmm.”

“Und warum? Schließlich ist es mein Leben.”

“Das kann ich dir sagen. Du hast dein Leben in den Griff bekommen, Luava. Und du hast es gewiß nicht leicht gehabt. Jetzt kommt dieser Kerl daher und stellt alles in Frage. Du bist meine kleine Prinzessin, das weißt du doch. Und ich will nicht, daß meiner kleinen Prinzessin weh getan wird.”

Luava spürte, wie Tränen über ihre Wangen liefen.

“Aber... aber er könnte doch recht haben, Monroe?”

Statt einer Antwort legte der alte Mann nur seinen Arm um sie,

Die nächsten Wochen verbrachte sie zwischen Hoffen und Bangen. Luava fühlte sich gerade noch imstande, ihre Vorlesungen an der Universität von Kinnok zu besuchen. Für mehr allerdings hatte sie keine Kraft. Sie meldete sich zwei Wochen lang im Verde-Forschungszentrum ab. Zwar verlor sie nun den Laborzugang, für den sie so lange hatte kämpfen müssen; aber was machte das im Moment. Auch sie hatte ein Recht auf schwache Zeiten.

Monate vergingen.

Keine Nachricht von Ganymed Hellerwiss.

Irgendwann jedoch platzte ihr der Kragen. Sie setzte sich mit der Dienststelle von Fürst Polycran Beam in Verbindung. Zunächst kannte dort niemand einen Arzt dieses Namens. Aufschluß brachte erst der zentrale Computer. Demnach gehörte Hellerwiss zu einem obskuren Institut, das offenbar kein Freifahrer ernstnahm.

“Stellen Sie mich durch”, bat Luava den Mann am anderen Ende der Leitung. Natürlich konnte sie ihn nicht sehen - seine Geringschätzung für Hellerwiss entnahm sie allein der Stimme.

“Gut”, sagte der Fremde. “Üben Sie sich in Geduld. “Man weiß nie, ob einer von denen antwortet.”

Luava wartete eine halbe Stunde lang.

Endlich die Antwort: “Was ist los?” fragte jemand barsch.

“Ich hoffe”, begann sie bissig, “ich habe Sie nicht bei etwas Wichtigem gestört. Zum Beispiel beim Essen.”

“Doch. Genau das. Was wollen Sie überhaupt?”

“Ich will mit Ganymed Hellerwiss reden.”

“Hellerwiss? Ach der... Warten Sie.”

Erneut saß Luava untätig vor ihrem Komgerät. Und erneut dauerte es beinahe eine halbe Stunde. Zwischendurch ließ sie sogar Ding-Dong überprüfen, ob die Leitung noch stand; daran allerdings lag es nicht.

“Hellerwiss”, meldete sich plötzlich die bekannte Stimme. “Ah, Luava Shine! Womit kann ich dienen?”

Sieh an, dachte sie. Der erste freundliche Mensch auch wenn alle anderen deutlich

Verachtung für den Arzt hatten durchblicken lassen.

“Womit?” fragte sie trotzdem. “Ist das ein Witz? Sie wollten sich bei mir melden, schon vergessen?”

“Keineswegs. Aber noch befinden wir uns in der Vorbereitungsphase. Sie haben sicher keine Ahnung, welch eine Operation wir vorbereiten! Das wird die Sensation! Wir müssen mit aller Sorgfalt vorgehen.”

“Wie lange?” fragte sie mit einemmal zaghaft zurück.

Hellerwiss antwortete mit ein paar undeutlichen, grummelnden Geräuschen.

“Sagen Sie schon!”

“Hm. Mindestens zwei Jahre. Wenn uns Fürst Beam nicht die Mittel streicht. Das wäre allerdings von mir nicht zu verantworten.”

Luava spürte, wie Tränen in ihre Augen schossen. Rasch tastete sie nach den Armaturen des Komgeräts und schaltete aus. Zwei Jahre. Und sie hatte gedacht, daß in nächster Zeit konkrete Hoffnung bestünde.

Luava erinnerte sich genau an das Jahr 3436. Der wirtschaftliche Aufschwung war seit einiger Zeit über Olymp hereingebrochen. Allerorten wurde von Wachstum und Gewinn geredet.

Sie war gerade fünfundzwanzig geworden und hatte eine ruhige Feier auf der Shine-Farm hinter sich. Als sie in ihre Wohnung nach Kinnok zurückkehrte, warnte ein Instinkt sie. Etwas war nicht in Ordnung, und mit einem ihrer Sinne war sie unbewußt sofort darauf gestoßen.

Prüfend sog sie die Luft ein. Ein sonderbarer Duft, herb und nur in Spuren vorhanden; dazu bemerkte sie, daß das Fenster offenstand. In der Stadt schloß sie ihre Fenster *immer*. Jedenfalls dann, wenn sie für ein paar Tage fort war.

Vorsichtig zog sie hinter sich die Tür ins Schloß.

“Ding-Dong? Was ist hier nicht in Ordnung?”

Keine Antwort.

Luava trat ein paar Schritte weit in den Raum. Sie spürte, daß sie das lieber nicht hätte tun sollen, doch Luava dachte nicht an Flucht.

“Ding-Dong kann sich nicht melden”, sprach eine Stimme.

Der Klang war wohlvertraut, aus ferner Kindheitserinnerung stiegen Erinnerungen hoch. “Fellmer!” rief sie. “Du bist es also... Ich war sechs Jahre alt, als du mich besucht hast. Wie bist du hereingekommen?”

Der Mann, den sie neunzehn Jahre lang nicht getroffen hatte, lachte verhalten. “Ras hat mich mitgebracht.”

“Hallo, Luava”, grüßte nun auch die zweite bekannte Stimme. “Bitte erlaube, daß ich dich ebenfalls duze. Laß dir eines erklären: Wir wollen nicht, daß jemand von unseren Gesprächen mit dir weiß. Deshalb sind wir vorsichtig. Wir haben deinen Roboter ausgeschaltet; auch er darf von uns nichts wissen. Aber du kannst uns glauben, daß wir deine Freunde sind.”

“Ja. Ich glaube euch, auch wenn ich nicht weiß, wieso.”

Luava bewegte sich vorsichtig durch den Raum. Mit ihrem Stock ertastete sie die Position der Möbelstücke. Der Sessel stand anders, ebenso der Tisch.

“Ihr habt einiges verrückt”, stellte sie fest. “Darauf muß ich aufpassen.”

“Entschuldige.” Fellmers Stimme klang betroffen. “Wir haben nicht daran gedacht, daß du blind bist. Und Ras hat ziemlich lange Beine.”

Sie lachte, stellte ihren Stock in eine Ecke und fuhr sich mit beiden Händen durch das kurze Haar. "Ist sonst alles beim alten? - Gut. Dann brühe ich uns heiße Schokolade auf. Laßt nur, ich bin sehr gut imstande dazu."

Die gewonnenen Sekunden nutzte sie, um angestrengt nachzudenken. So viele Details des fast vergessenen Treffens tauchten wieder in ihr auf.

Im nachhinein schien einiges noch verwunderlicher als damals. Wer war imstande, einen Gleiter ferngesteuert landen zu lassen? Und wer hatte die technischen Mittel, einen Roboter wie Ding-Dong einfach auszuschalten? Agenten? In ruhigen Zeiten lebten sie nicht gerade — aber auf der anderen Seite hatte Luava nie mit Geheimdiensten zu tun gehabt.

Was blieb sonst übrig?

Außerdem war die Schokolade fertig. Per Knopfdruck wies sie die Automatik an, drei Tassen bereitzustellen. Auf einem Tablett trug sie die Getränke in den Wohnraum.

Fast hätte ihr linker Fuß sich an der Türkante verfangen; ein Beweis, daß sie überaus nervös war. Wer hatte schon zweimal im Leben das Vergnügen, Fremden dieser Art zu begegnen?

Vorsichtig setzte sie sich. "Bedient euch", sagte sie.

Kaum merkliche Geräusche, dann das Pusten über heiße Schokolade. Ras und Fellmer schlürften vernehmlich. "Das schmeckt ausgezeichnet, Luava."

Sie lächelte. "Ich freue mich. Wart ihr es nicht beim letztenmal, die mich zu Süßigkeiten eingeladen haben?"

"Das stimmt", meinte Fellmer mit seiner sympathischen Stimme. "Du erinnerst dich offenbar sehr genau."

"O ja. Und ich habe nie einem Menschen auch nur ein Sterbenswörtchen erzählt. Dafür will ich jetzt von euch beiden alles wissen. Ihr seid nicht ohne triftigen Grund hier."

Einer der beiden stellte laut seine Tasse ab. Allein am Geräusch erkannte sie, daß der Inhalt zur Hälfte getrunken war.

"Du hast recht, Luava." Das war Ras, der da sprach. "Ich möchte uns beide zunächst mit vollem Namen vorstellen. Ich heiße Ras Tschubai, mein Freund heißt Fellmer Lloyd."

Etwas klingelte in ihr - aber sie wußte nicht, was es war.

Fellmer meinte: "Ich sehe dir an, daß wir das genauer erklären müssen. Wir sind keine Freihändler. Wir sind von Terra und gehören zu Perry Rhodans engstem Kreis. Aber keine Angst; es geht nicht darum, auf Olymp Unfrieden zu stiften. Ganz im Gegenteil, wir sind nur an dir interessiert."

Perry Rhodans engster Kreis... Die Worte hallten ein paar Sekunden lang in ihrem Innersten nach. Von einem Augenblick zum anderen gewann jedes Wort, das die beiden gesprochen hatten, ganz neues Gewicht. Sie kam nicht einen Moment lang auf die Idee, die Angaben der beiden anzuzweifeln.

"Was könnte mich für euch interessant machen?" fragte sie mit geistiger Abwehrbereitschaft. Die Angelegenheit nahm Dimensionen an, die ihr alles andere als geheuer waren.

"Vielleicht bist du wie wir", erklärte der Mann namens Fellmer Lloyd. "Wir gehören zum terranischen Mutantenkorps. Ras Tschubai ist ein Teleporter, ich selbst bin

Telepath."

Luava schluckte. "Jetzt weiß ich", murmelte sie, "woher ich eure Namen kenne. Tschubai und Lloyd, ja. Ihr seid Aktivatorträger, nicht wahr?"

"Ja, das sind wir."

"Und ich? Ich soll *euch beiden* ähnlich sein?"

"Es wäre möglich, Luava", sagte Ras Tschubai. "Seit deiner Geburt hat man an dir abnorm hohe Werte von Psi-Energie gemessen. Du könntest eine Mutantin sein."

"Nein", stellte sie kategorisch fest. "Das ist nicht möglich."

"Vielleicht weißt du es nur noch nicht. Solche Fälle gibt es."

"Ich sagte doch: Es ist unmöglich."

Fellmer Lloyd jedoch beharrte: "Bitte, Luava! Die Sache ist von größter Bedeutung für uns. Versuche, dich an ungewöhnliche Ereignisse zu erinnern. Ras wird dir jetzt noch einmal dieselben Fragen stellen, die du schon einmal als Kind von ihm gehört hast."

Luava begriff plötzlich. "Und du willst währenddessen meine Gedanken lesen."

Fellmer erkannte den versteckten Vorwurf. "Bisher habe ich das nicht getan", beteuerte er. "Dazu will ich dein Einverständnis. Und ich hoffe, daß du die richtige Entscheidung triffst."

Erst jetzt ertastete sie mit zitterigen Fingern die Tasse, die vor ihr auf dem Tisch stand. Sie setzte die heiße Schokolade an und verbrühte sich fast die Lippen.

Was ist schon dabei?

Ein Telepath. Fellmer Lloyd, der Aktivatorträger.

Den Ausschlag jedoch gab die Tatsache, daß Lloyd und Tschubai sich schon als kleines Kind um sie gekümmert hatten. Mit ihrem Abenteuer der "Entführung" und dem Geheimnis hatten sie Luava mehr Freude bereitet als fast alles andere zu jener Zeit.

"Gut", entschied sie, "ich tue es."

Ras stellte seine erste Frage. "Hast du jemals das Gefühl gehabt, du hättest Gegenstände allein mit deinem Willen bewegt? Und sei es nur ein kleiner Zweig... Konzentriere dich..."

Telekinese, dachte sie. Heutzutage begriff sie, worauf die Frage zielte. Sie versuchte, sich ganz in ihre Gedankenwelt versinken zu lassen. Aber so sehr sie auch nachdachte — ein Ereignis dieser Art gab es in ihrem Leben nicht.

Ras Tschubai fragte nach Telepathie und Teleportation, nach Suggestion und Spähertalenten. Alles war erfolglos. Außer Hirngespinsten und den normalen Erlebnissen einer blinden Frau hatte sie nichts zu bieten.

"Danke, Luava", meinte Fellmer Lloyd. Die Enttäuschung war in seiner Stimme erkennbar. "Was ich in diesen Sekunden gesehen habe, bleibt bei mir für immer in Sicherheit. Du bist fest davon überzeugt, keine Mutantin zu sein, nicht wahr?"

"Ja, das stimmt."

"Vielleicht hast du recht damit. Aber deine Psi-Werte geben uns trotzdem zu denken. Eines sollst du wissen: Wenn du jemals etwas spürst, gib uns sofort Nachricht davon. Wo wir auch sind in der Milchstraße - wir kommen auf dem schnellsten Weg hierher."

"Wie soll ich euch erreichen? Rhodans Mutanten erreicht man nicht über die interstellare Auskunft."

“Ras wird deinem Roboter einen Rufkode einspeichern. Damit erreichst du uns überall.” Er lachte ironisch. “Für dieses Privileg könntest du eigentlich noch etwas Schokolade machen.”

“Gut. Genau das richtige gegen eine Enttäuschung.”

Luava ertastete die leeren Tassen und stellte sie aufs Tablett zurück. Hinter ihr erhob sich Ras. Sie hörte, wie der Mann sich an Ding-Dong zu schaffen machte.

“Sei bloß vorsichtig!” rief sie dem Mann zu.

“Aber ja”, kam aus dem Nebenzimmer die Antwort. “Ich gebe ihm nur Informationen. Ich nehme ihn nicht auseinander.”

Sie setzten sich nochmals zusammen und tranken schweigend. Ebenso wie die Männer hing sie ihren Gedanken nach. Ihre Mutter, Semica Shine, hatte ihr neben Monroe und der Farm einen Brief hinterlassen. Darin hieß es, sie sei ein ganz besonderes Kind... Inzwischen war sie fast selbst davon überzeugt.

Fellmer und Ras verschwanden, ohne die Tür zu benutzen. Einer von beiden war ja Teleporter; ihre Körper hinterließen ein Vakuum, Luft knallte zusammen.

Sie fragte sich, ob sie wirklich keine Mutantin war.

Immerhin spürte sie die Bewegungen in Boscyks Stern. Dann aber lachte sie über ihre eigenen Hirngespinste.

Es dauerte bis zum Frühjahr 3437, daß Ganymed Hellerwiss sich wieder meldete.

Die Hauspositronik rief sie per Summzeichen ans Komgerät.

“Hallo, Luava Shine.”

Sie brauchte ein paar Sekunden, um den Schock der Stimme zu verdauen. Es hatte nicht zwei Jahre gedauert, sondern insgesamt fast drei. Während all dieser Zeit hatte sie Monroes Ratschlag befolgt. Luava hatte sich selbst konditioniert - nur nicht daran denken, nur keine übertriebenen Hoffnungen entwickeln.

“Hallo, Hellerwiss. Sie haben lange auf sich warten lassen.”

“Das stimmt”, räumte der Mann ein. Seine Worte klangen zwar nicht eben freudig erregt, aber auch nicht niedergeschlagen. “Sie haben ja keine Ahnung, wieviel Arbeit hinter mir und meinem Team liegt. Alle anderen haben uns schon für verrückt erklärt.”

“Und? Das Ergebnis?”

Hellerwiss lachte. “Freuen Sie sich: Wir haben große Fortschritte erzielt. Es ist uns gelungen, einige Schäden in Ihrer Genstruktur zu beseitigen. Wir haben die entsprechenden Informationen isoliert. Derzeit wächst in unseren Klontanks ein komplettes Sehzentrum heran.”

“Es wächst tatsächlich?”

Luava wollte ihre Stimme sicher klingen lassen - doch aus der guten Absicht wurde nichts. Sie sprach heiser und undeutlich vor lauter Aufregung.

Welch eine Bedeutung kam diesem einen Gespräch zu! Vielleicht hing ihre ganze Zukunft daran. Sicher, sie war blind. Sie machte das Beste daraus. Aber sie wußte, daß es irgend etwas in ihrem Leben gab, das noch fehlte. Wahrscheinlich war es das Augenlicht. Das jedenfalls gaben die Leute ihr durch unbewußtes Verhalten immer wieder zu verstehen. Ohne Sehvermögen war sie kein vollwertiger Mensch.

“Es wächst”, bestätigte der Arzt. “Ich schätze, daß wir noch einen Monat brauchen.”

“Das heißt...” Ein paar Sekunden lang versagte ihr die Stimme, “das heißt, daß Sie mir einen Termin nennen können?”

“Ja. Die Operation findet von heute an in vierzig Tagen statt. Ihr Einverständnis vorausgesetzt.”

Luava schluckte schwer.

“Das haben Sie, Ganymed Hellerwiss. Sie ahnen nicht, wie dankbar ich Ihnen bin.”

“Ich denke sehr wohl, daß ich es weiß.”

Aus seinen Worten sprach Selbstgefälligkeit, doch Luava störte sich nicht daran. Womöglich stand sie vor der bedeutendsten Veränderung ihres Lebens; da hatte sie wahrlich keine Zeit, sich an Nebensächlichkeiten festzuhalten.

“In vierzig Tagen also.”

Der Mann nannte ihr noch die genaue Adresse, dann unterbrach er die Verbindung. Vierzig Tage. Am frühen Morgen hatte sich Luava in Trade City einzufinden, in einem Seitenflügel des Großen Bercy-Hospitals.

“Auf Wiedersehen, Prinzessin!”

“Auf Wiedersehen! Ich rufe dich an, sobald ich aufgewacht bin.”

Luava bestieg allein mit Ding Dong den Gleiter. Monroe hatte unbedingt mitkommen wollen, doch die Mahnungen und das Gerede des alten Mannes konnte sie in dieser Situation nicht anhören. Er wurde senil.

Zwei Stunden dauerte der Flug.

Die Transmitterverbindungen mied sie bewußt. So stand ihr noch Zeit zur Verfügung; so hatte sie zwei Stunden lang Gelegenheit, sich seelisch auf die Operation einzustellen. Außerdem baute Luava ein Gefühl von körperlicher Distanz zu dem auf, was früher ihr Leben ausgemacht hatte. Wenn sie viel Glück hatte, lag die Blindheit nun hinter ihr.

“Da unten liegt Trade City”, sagte Ding-Dong. “Noch fünf Minuten.”

“Erzähle mir, was du siehst”, bat sie.

“Ich sehe Bauten bis zum Horizont. Trade City ist eine pulsierende Stadt geworden. Enormes Aufkommen an Gleiterverkehr, Menschen in der Luft und auf den Straßen. Am Raumhafen werden Starts und Landungen im Minutentakt abgewickelt.”

“Weiter!” forderte Luava. “Welche Farben? Welche Stimmungen?”

“Du überforderst meine Bio-Komponente, Lu. Stimmungen vermag ich nicht wahrzunehmen. Ich sehe nur den Sonnenuntergang, der auf den Dächern der Stadt rötliche Reflexe erzeugt. Ja, ich sehe in erster Linie Rot.”

Luava schwieg. Schon Sekunden später spürte sie, wie der Gleiter niederging.

“Da ist das Große Bercy-Hospital”, erklärte Ding-Dong unaufgefordert. “Es handelt sich um zwanzig Bauten. Acht davon sind mehr als hundert Meter hoch, zehn sind etwas kleiner und die restlichen zwei liegen isoliert, von den anderen getrennt.”

“Orientiere dich”, befahl sie.

Ding-Dong nahm mit der automatischen Leitstelle des Gebäudekomplexes Kontakt auf. Daraufhin bemerkte Luava eine leichte Kurskorrektur — und kurz darauf die Landung.

“Wo sind wir?”

“Nahe einem der isolierten Bauwerke. Eine kleine Kuppel, zwanzig Meter hoch, fünfzig Meter im Durchmesser.”

Luava und ihr robotischer Begleiter stiegen aus. In der Luft hing ein unbekannter

Duft, wahrscheinlich die Blüte einer Pflanzenart, die auf dem Jammar-Kontinent nicht bekannt war. Aus einiger Entfernung drangen dichte Geräuschkonzerte zu ihr. Erstmals hörte Luava eine wirkliche Großstadt; es war nicht laut, aber die Anzahl der verschiedenen Lautquellen erstaunte sie.

Nichts geschah.

“Ist niemand in der Nähe?” fragte sie.

“Nein. Aber soeben öffnet sich eine Tür.”

Dann der erfreute Ruf: “Ah, Luava Shine!”

Sie kannte die Stimme sofort. Es war Ganymed Hellerwiss. Der Mann kam schnaufend näher und faßte mit schwitzigen Fingern ihre Hand. Luava fühlte sich nach vorn gezogen. Sie nahm ihren Stock in die Hand und vertraute ansonsten dem Arzt.

“Vorsicht, acht Stufen!”

Sie hob die Füße und stieg wackelig hinauf. Anschließend folgte ein Gang, der sie tief in die Kuppel führte.

Es roch streng - nach altmodischem Desinfektionsmittel. Wahrscheinlich waren Ganymed Hellerwiss und die übrigen Ärzte Sauberkeitsfanatiker besonderer Art, denn normalerweise gab es für diese Zwecke auf Olymp Reinigungsroboter. Wie aber paßten die schwitzigen Hände dazu?

“Gleich sind wir da”, erklärte er. “Sie werden feststellen, Luava, daß wir ein Zimmer für Sie vorbereitet haben. Das war gar nicht leicht. In diesem Flügel des Hospitals wird ansonsten nur geforscht.”

In ihr läutete eine Alarmglocke.

“Nur Forschung?” fragte sie zurück. Automatisch setzte sie einen Fuß vor den anderen. Wäre jetzt eine Unebenheit im Weg gewesen - sie hätte nicht mehr reagieren können. “Das heißt, dies ist gar kein wirkliches Hospital?”

“Doch, schon. Aber die etablierten Ärzte sitzen drüben, in den acht Türmen. Wir hier sind Außenseiter. Sie halten uns für verrückt und arbeitsscheu.”

“Meine Operation...”, stammelte sie.

“Wird plangemäß stattfinden”, unterbrach Hellerwiss. “Wir verfügen über einen Operationssaal, über ausgebildete Chirurgen und Medoroboter. Nur nicht über Erfahrung. Doch die brauchen wir in Ihrem Fall auch nicht, Luava.”

Sie fühlte sich wie vor den Kopf geschlagen. Ihre Schritte wurden kürzer, als müsse sie im nächsten Augenblick zusammenbrechen.

“Sie sind plötzlich ganz blaß”, sorgte sich Hellerwiss. Seine Arme umfaßten kräftig ihre Schultern. “Oh, ich war dumm! Sie haben meine Äußerungen mißverstanden. Wissen Sie, weshalb es diesmal nicht auf Erfahrung ankommt? Weil unseres Wissens eine Operation wie diese auf Olymp noch niemals stattgefunden hat. Wir betreten gewissermaßen Neuland, verstehen Sie?”

Ja. Luava verstand sehr genau. Sie verstand, daß Monroe mit all seinen Bedenken recht gehabt hatte. Dennoch war sie nicht gewillt, in diesem Augenblick aufzugeben.

So viele Monate hatte sie gehofft, auf irgendeine Weise doch noch das ersehnte Augenlicht zu erlangen. Es war zu spät, um aufzugeben.

“Da vorn ist schon Ihr Zimmer”, meinte Hellerwiss mit beruhigender Stimme. “Keine Sorge, Luava. Es kann nichts schiefgehen.”

Sechs Chirurgen waren es.

Ganymed Hellerwiss stellte sie der Reihe nach vor. Zwar konnte sich Luava die Namen nicht merken, doch horchte sie genau den Stimmen nach. Keiner bemühte sich, einen besonders seriösen Eindruck zu machen. Vielmehr klang jeder der sechs ein wenig nach Sonderling.

Vielleicht war gerade das ein gutes Zeichen. Diese Männer waren selbstbewußt. Sie hatten kein vordergründiges Image nötig; damit jedenfalls beruhigte sich Luava mehr schlecht als recht.

Unter Ding-Dongs Aufsicht wurde sie betäubt. Sie war jedoch nicht bewußtlos, sondern dämmerte in einer Art Halbschlaf vor sich hin.

Eine Ewigkeit verging. Luava fiel durch unbegrenzte, grausam tönende Korridore. Sie spürte verteilt über den ganzen Geist furchtbare Nadelstiche. Wie war das möglich? Welch eine Frage... Keine Antworten, nur die ständig wechselnden Gefühle der Qual.

Stimmen. Waren da Stimmen?

Irgendwann jedoch ging die Ewigkeit zu Ende. Sie dämmerte hinüber in einen tiefen Schlaf. Als sie aufwachte, war es ein schwerer Kampf um klare Gedanken. Die Operation hatte stattgefunden, ja. Und sie hatte, auf ihre Weise, sogar einiges davon mitbekommen.

“Sind Sie wach?”

Woher kamen die Worte?

“Luava! Luava Shine! Sprechen Sie! Sie können mich doch hören, nicht wahr?”

Sie wollte antworten, bekam allerdings kein Wort heraus.

Luava versuchte, ihre Lippen zu bewegen — doch statt Bewegung spürte sie dort nur aufgeplatzte, trockene Haut.

“Luava!” Eine männliche Stimme, die von Ganymed Hellerwiss. “Sie müssen sich schrecklich fühlen, ich weiß. Überwinden Sie den Zustand. Sonst können wir Ihnen nicht helfen. Dann muß ich Sie wieder schlafen legen.”

Mit aller Macht wollte sie ein oder zwei Worte sagen, aber es hatte keinen Sinn. Sekunden später fühlte sie, wie etwas in ihre Blutbahn drang. Erneut schlief sie ein und erwachte nach einer nicht faßbaren Zeitspanne. Sie fühlte sich nach hundert Jahren Schlaf. Doch wie war das möglich? Seit tausend Jahren hatte es in der Medizin keine Komplikationen mehr gegeben.

“Luava?”

“Ja...”, brachte sie mit ausgedörrtem Mund hervor.

“Bin ich froh, daß Sie sprechen können. Wir hatten schon das Schlimmste befürchtet. Vielleicht Lähmungen im sprachmotorischen Bereich. Mir fällt ein Stein vom Herzen.”

“Hellerwiss?”

“Ja?”

“Sie sind es. Gut. Erzählen Sie mir, was geschehen ist.”

“Warten Sie, Luava. Zuerst sollten Sie etwas trinken.”

Sie spürte, wie ihr ein Schlauch an die Lippen gesetzt wurde. Gierig saugte sie und genoß jeden Tropfen, bis ihr der Schlauch entzogen wurde. Erstmals bewegte sie eine ihrer Hände - und begann kurz darauf, sich des gesamten Körpers wieder bewußt zu werden.

Finger, Zehen, die Schultern, der brennende Magen. Sie hatte zu viel getrunken, dachte sie.

“Vordergründig ist die Operation gelungen”, berichtete Ganymed Hellerwiss nach einer Weile. “Wir haben zunächst bestimmte Teile Ihres Gehirns, die verzichtbar waren, entfernt. An deren Stelle sitzt nun das geklonte Sehzentrum. Wir brauchten sehr viel Platz dafür, denn die Reparatur des Genkodes ist nur teilweise gelungen.”

“Teilweise?” krächzte sie heiser.

“Ja. Es wurde größer als geplant. Und wir wissen noch nicht, ob es tatsächlich funktioniert. Deshalb bin ich hier.”

Luava horchte in das Innere ihres Geistes. Wenn man von den Folgen der Betäubung absah, fühlte sie sich wie immer. Jener Gesichtssinn, von dem sie immer nur gehört hatte, fehlte auch weiterhin.

Tränen benetzten ihre Wangen.

“Das will noch nichts besagen”, sagte Hellerwiss. “Uns ist bekannt, daß Sie zum jetzigen Zeitpunkt nach wie vor blind sind. Wir messen auch keine Neuroströme zwischen Augen und Gehirn. Was mich interessiert, ist folgendes: .Sehen Sie innerlich Blitze? Oder gibt es Hinweise, daß etwas in Ihnen nicht wie sonst ist?”

“Keine.”

Ganymed Hellerwiss schwieg ein paar Sekunden lang. Dann sagte er: “Gut. Warten wir ab. Ich habe hier Besuch für Sie.”

Der Arzt stand auf und ging zur Tür. Luava war plötzlich froh, daß sie von seinem Schweißgeruch befreit war. Im Augenblick darauf öffnete sich die Tür. Ein zweiter Mann betrat den Raum. Allein am Rhythmus der Schritte erkannte die junge Frau Monroe.

“Hallo, Prinzessin. Ich bin so froh, dich wach zu sehen.”

Während der Wochen im Hospital wünschte sich Luava oft, sie hätte Kirmin hier. Doch der Kater war vor vielen Jahren an Altersschwäche gestorben.

So also kam sie allein mit der Einsamkeit zurecht. Nur Ding-Dong war natürlich in der Nähe. Per Blindenschrift gab er Luava Gelegenheit, sich neueste Forschungsergebnisse anzueignen. Alle zwei Tage kam außerdem Monroe für zwei Stunden vorbei, doch der alte Mann hatte genug mit der Farm zu tun. Jeder Besuch bedeutete in seinem Alter zusätzlichen Streß.

Die Tür öffnete sich.

“Wie geht es Ihnen?” fragte Ganymed Hellerwiss. “Verbesserungen?”

“Nein”, antwortete Luava. “Nichts. Ich sehe nichts, habe auch keine Vorstellung vom Sehen. Ich bin sehr enttäuscht. Ich glaube nicht mehr an den Erfolg der Operation. Außerdem will ich endlich aufstehen.”

“Ein paar Tage noch.”

“Was soll das überhaupt? Seit wann gehört Bettruhe wieder zum medizinischen Repertoire?”

“Seit wir Sie operiert haben”, sagte Hellerwiss lakonisch. “Geben Sie sich selbst noch ein bißchen Zeit. Schwierige Dinge gelingen nicht von heute auf morgen. — Und jetzt erschrecken Sie bitte nicht, ich habe einen Medorobot mitgebracht. Er soll eine Routineuntersuchung vornehmen.”

Luava blieb still liegen. Sie hörte, wie sich Ding-Dongs Summen ein leises, maschinelles Geräusch hinzugesellte. Dann das Knacken von Metall auf Metall,

Berührungen auf ihrer Haut.

Die Prozedur nahm nicht mehr als zwei Minuten in Anspruch. Lediglich Hellerwiss' Schweigen gab ihr zu denken.

“Wie sieht das Ergebnis aus?” fragte sie.

“Gut, gut...” Der Arzt atmete unregelmäßig. “Nur ein bißchen erhöhte Temperatur. Kein Grund zur Besorgnis.”

Hellerwiss legte ihr eine seiner Schweißhände auf den linken Arm, drückte kurz und verschwand dann. Seine letzten Worte gingen ihr nicht aus dem Sinn. Kein Grund zur Besorgnis - aber was sonst war denn erhöhte Temperatur? Etwas stimmte nicht in ihrem Körper, und es sah ganz so aus, als habe der Medo die Ursache nicht gefunden. Das war ungewöhnlich.

Den Rest des Tages verbrachte sie im Halbschlaf und mit mathematischen Spielchen, die Ding-Dong aus einer Schulpositronik in Trade City abgerufen hatte. Erst in der Nacht wurde sie wieder munter.

Luava hatte plötzlich das Gefühl, als breite sich in ihrem Hirn ein schmerhaftes Wühlen aus. Ab und zu gesellten sich mentale Nadelstiche hinzu. Das neue Sehzentrum?

Nein... Denn diesen Einfluß hier *kannte* sie.

Aber sie hatte selten vorher so sehr darunter gelitten. Ihr wurde übel. Luava hatte Angst, daß sie sich übergeben mußte. Während sie mit klopfendem Herzen im Bett lag, trafen Ganymed Hellerwiss und ein Medorobot ein.

“Ding-Dong”, flüsterte sie.

“Ich bin hier”, gab ihr robotischer Freund zurück. “Ich habe um Hilfe gefunkt.”

Luava fühlte sich auf die Seite gelegt, dann drangen beruhigende Medikamente in ihre Blutbahn. Binnen zehn Sekunden war sie eingeschlafen. Und als sie erwachte, hatte sie fürchterliche Kopfschmerzen.

“Wie lange habe ich geschlafen?”

“Vierzig Stunden”, antwortete Ding-Dong.

Sie horchte sorgfältig und stellte fest, daß niemand sonst im Zimmer war.

“Was hat Hellerwiss gesagt?”

“Er meinte, daß er sich deinen Zustand nicht erklären kann. Etwas löst Schmerzen aus, und diese wiederum setzen eine biologische Abwehrreaktion in Gang. Hellerwiss meint, dieses ‚Etwas‘ hat unplanmäßig dein Immunsystem überaktiviert.”

“Na und?”

Luava preßte die Hände gegen den Schädel. Sie wünschte sich, irgendein Medikament gegen die Schmerzen zu haben.

“Dein implantiertes Sehzentrum gerät in Gefahr, Lu. Ich habe ihn und einen Chirurgen belauscht. Sie sagen, wenn es so weitergeht, müssen sie dich ein zweites Mal operieren. Dann ist alles verloren.”

Das war es ohnehin; Luava war absolut überzeugt davon. Gemessen am heutigen Stand der Medizin kam der Fall ihr reichlich merkwürdig vor. Nun gut - es war nicht so einfach, sie von einer Blinden zur Sehenden zu machen. Aber sie hegte einen Verdacht gegen Ganymed Hellerwiss. Der Arzt hatte sie zur eigenen Profilierung mißbraucht. Mit diesem Erfolg im Rücken hätte er sich selbst zum berühmten Mediziner aufgeschwungen.

“Ding-Dong, ich brauche ein Schmerzmittel. Rufe mir einen Medo.”

Sie wartete zwei Sekunden ab, dann fragte sie: "Was war da los vor vierzig Stunden? Mit Boscyks Stern, meine ich."

"Warte einen Augenblick. Ich muß die Daten über das positronische Netz anfordern." Eine halbe Minute verging. Ding-Dong summte leise vor sich hin. "Vor zweiundvierzig Stunden kündigten sich besonders starke Protuberanzen an. Diese Aktivität hat vor dreiunddreißig Stunden ihren Höhepunkt erreicht, als du unter Betäubung geschlafen hast. Jetzt ist sie abgeflaut."

"Die Werte sind wieder normal?"

"Ja."

"Und wie habe ich mich zur Zeit des Höhepunkts verhalten."

Es schien, als zögere der Robot — aber das war nicht möglich. "Du hattest schwere Alpträume, Lu."

Damit hatte sie ihre Erklärung, dachte Luava. Es konnte keinen Zweifel mehr daran geben, daß sie in bezug auf Boscyks Stern besonders sensibel war.

Kurz darauf verabreichte ein Roboter ihr starke Schmerzmittel. Luava schlief erneut.

In den nächsten Tagen verschlechterte sich ihr Zustand. Ganymed Hellerwiss wußte sich keinen Rat mehr. Schwierigkeiten mit dem Immunsystem - das hatte es seit fünfhundert Jahren nicht mehr gegeben. Es lag eindeutig am implantierten Sehzentrum. Die Reparatur des Genkodes war mißlungen.

Nach wie vor war die junge Frau blind; aber jetzt kamen noch die Schmerzen hinzu.

Während der Arzt noch mit sich rang, was zu tun war, stellte Luava über Ding-Dong Recherchen an. Auf diese Art lenkte sie sich von ihrem Elend ab. Folgendes Ergebnis stand am Ende: Unter der Bevölkerung war eine gewisse Sonnenföhligkeit verbreitet, doch war niemals vorher ein solches Ausmaß wie bei ihr beobachtet worden.

Luava stellte alles in den Schatten. Und das mit Werten, die kein Wissenschaftler je erfahren durfte; sonst hätte sie monatelang Versuchskaninchen spielen können. Ganymed Hellerwiss hatte ihr vollkommen gereicht.

Luavas Qualen dauerten an. Sie erlitt einen Kreislaufkollaps und Vergiftungen von innen heraus. Dann erst entschlossen sich die Chirurgen, ihre Maßnahme rückgängig zu machen. Sie operierten ein zweites Mal.

Die folgenden Tage entsprachen dem, was Luava unter moderner Krankenpflege verstand: Eine Stunde nach der Operation stand sie auf und unternahm mit ihrem Stock und Ding-Dong Streifzüge durch das Hospital. Es gab keine Beschwerden mehr. Luava fand sich mehr denn je damit ab, blind zu sein. Hellerwiss hatte ihr nicht helfen können, doch er hatte einen lästigen Traum aus ihrem Denken gebannt. "Ich werde Sie im Auge behalten", meinte der Arzt zum Abschied. "Irgendwann finde ich einen Weg. Ein solches Problem darf nicht ohne Lösung bleiben."

Luava preßte zunächst die Lippen aufeinander, sagte dann jedoch: "Lassen Sie mich in Ruhe. Von Ihnen will ich nie wieder ein Wort hören. Verschwenden Sie nicht Ihre Zeit."

Sie drehte sich um und folgte Ding-Dongs Anweisungen bis zum Gleiter. Es war wie bei der Ankunft. Sie weigerte sich, den Transmitter zu nehmen, weil sie zwischen sich und dem Großen Bercy-Hospital räumliche Distanz wissen wollte.

4.

Die zweite Stirn

Im Jahr 3440 brach der Schwärm über die Milchstraße herein. Natürlich hatte Luava zunächst keine Ahnung, worum es sich handelte. Sie erlebte nur die Auswirkungen.

Von einem Tag zum anderen wurden aus ihren Mitmenschen lallende Idioten. Sie waren kaum zu geregelten Tätigkeiten fähig. Ihr Intelligenzquotient war in unglaublichem Maß gesunken.

Plötzlich kein Funkverkehr mehr, kein Videoprogramm.

Nur sie blieb als einzige normal zurück.

Jedenfalls dachte Luava das — bis sie feststellte, daß auf Olymp ein oder zwei Dutzend Immune übriggeblieben waren. Diese Männer und Frauen taten ihr Bestes, den Betrieb auf dem Planeten aufrechtzuerhalten.

Für Luava allerdings war das nichts. Sie war blind. Sie konnte froh sein, wenn ohne Hilfe der Betrieb auf der Farm weiterlief. Jeden Tag mußte sie sich um Monroe kümmern, außerdem um den Fuhrpark und die Felder.

Bald mußte Hilfe kommen, dachte sie.

Aber es kam keine Hilfe. Irgendwann begriff die Frau, daß es keinen Sinn hatte. Sie war nicht imstande, alles allein zu tun. Außerdem quälte sie das Schicksal der anderen Menschen, in Jimmini und auf den Anwesen ringsum.

Eines Tages flog sie mit Ding-Dong los und sammelte Verdummte ein. Zwanzig Leute; dort lag die Grenze ihrer Kapazität. Einige von ihnen kannte sie sogar, so zum Beispiel Blart oder Kisme.

Von diesem Tag an spielte Luava den Aufseher und Lehrer. Jeder einzelne Handgriff mußte den Verdummten mühevoll beigebracht werden. Sie waren nicht imstande, einen Wasserhahn aufzudrehen. Geschweige denn, ein Feld zu bewässern.

Unfälle ereigneten sich.

Einer davon traf ausgerechnet Monroe. Sie ließ sich hinterher mehr schlecht als recht berichten, was geschehen war. Offenbar hatte ein Verdummter ihn so gestoßen, daß er von einer Erntemaschine zerkleinert wurde.

Luava weinte eine ganze Woche lang. Dann allerdings gewann das Verantwortungsgefühl die Oberhand. Sie hatte noch immer neunzehn Schutzbefohlene; und es war höchste Zeit, daß sie wieder die Führung übernahm.

Ihre erste Maßnahme bestand darin, den Fuhrpark stillzulegen. Sie kehrten zu primitiver Landwirtschaft per Hand zurück.

Im Lauf der Monate wurde natürlich vieles zerstört: eine der Brücken über den Jimmbach, drei der Silos ganz, die anderen teilweise, außerdem die Gewächshäuser und Labors ihrer Mutter.

Erst im Jahr 3443 hatte der Spuk ein Ende. Jetzt erst erfuhr Luava, was sich eigentlich ereignet hatte, von den Cynos, den Karduuhs und dem verheerten Zustand der ganzen Milchstraße.

Die Zeit des Schwärms hatte furchtbare Wunden hinterlassen.

Aber für die Entwicklung ihrer eigenen Person zog Luava unendliche Vorteile daraus. Sie hatte gelernt, mit Verlusten aller Art fertig zu werden. Sie hatte den

Tod und den Hunger kennengelernt, und außerdem hatte es zum erstenmal an *ihr* gelegen, wie es anderen Menschen erging.

Die Jahre hinterher waren vom Wiederaufbau bestimmt. Blart und ein paar der anderen halfen in Jimmini; sie selbst war nur mit Ding-Dong und drei Arbeitsrobotern auf der Shine-Farm zurückgeblieben.

Dennoch machte die Arbeit Fortschritte. Sie blieb kontinuierlich dabei. Luaya hatte nicht täglich die Verdummtten zu überwachen und ihre Fehler auszubügeln. Zunächst richtete sie das nördliche Gewächshaus wieder her. In mühevoller Kleinarbeit erstellte sie auf den alten Grundmauern zunächst ein Plastikskelett, dann ließ sie es von den Robotern mit atmungsaktiver Plastfolie überziehen.

Anschließend kamen die Silos an die Reihe. Als der erste fertig war, stellte sie zwei ihrer drei verbliebenen maschinellen Hilfskräfte für die Bearbeitung der Felder ab. Zum Glück war ein Teil des Fuhrparks noch intakt. Keiner der Verdummtten hatte die Saat- und Erntemaschinen berühren dürfen.

So wuchsen bereits nach zwei Monaten erste Schößlinge auf einem der Borgnirfelder. Der fertige Silo füllte sich rasch. Die restliche Ernte verdorrte auf den Feldern; doch Luava nahm sich vor, spätestens im nächsten Jahr mit den restlichen Silos fertig zu sein.

Überhaupt entwickelte sich Olymp ausgezeichnet. Die Wirren hatten vieles zerstört - im selben Tempo jedoch wurde wieder aufgebaut.

Anfang 3446 kehrte Blart auf die Farm zurück.

Sie hörte die unverhofften Schritte, als sie gerade im südlichen Gewächshaus den Stand der Krauter prüfte.

“Hallo, Luava. Ich wünsche Ihnen einen guten Tag.”

Sie stand ein paar Sekunden lang stocksteif, dann drehte, sich Luava um und lächelte gekünstelt. “Warum sind Sie wieder hier?”

“Weil ich die Farm nicht allein lassen kann.” Blart kam näher und setzte sich neben sie.

“Die Farm nicht - und Sie nicht.”

“Ich benötige keine Hilfe”, entgegnete Luava frostig.

“Vielleicht brauchen Sie die wirklich nicht. Aber vielleicht ich, vielleicht ist das der wahre Grund. Wußten Sie, Luava, daß von meiner Familie niemand am Leben geblieben ist?”

“Nein...” Luava kniff betroffen die Lippen zusammen. “Nein, das war mir unbekannt. Es tut leid.”

“Das braucht es nicht. Sie können nichts dazu; im Gegenteil, Sie haben mir und vielen anderen das Leben gerettet. Außerdem haben Sie selbst einen Menschen verloren, der Ihnen wichtig war. Luava, wenn ich irgendwo hingehöre, dann auf diese Farm. Das weiß ich jetzt.”

Die Frau dachte lange nach. Sie nahm ihren Stock in die Hand, verließ das Gewächshaus und ertastete sich den Weg zur Brücke. Unter ihr flossen die Wasser des Jimmbachs, von hinten näherten sich über den Kiesweg Blarts Schritte.

“Ich warte auf eine Antwort.”

“Welche könnte ich geben? Sie werden ja doch tun, was Sie wollen.”

“Nein! Hören Sie damit auf!”

Plötzlich fühlte sich Luava kraftvoll bei den Schultern gefaßt. Instinkтив wollte sie den harten, fast brutalen Griff abwehren; doch Blart dachte nicht daran, loszulassen.

“Was wollen Sie eigentlich, Luava? Ich habe Ihnen nichts mehr zuleide getan, seit ich ein kleiner Junge war! Wovor haben Sie Angst?”

Ja, wovor?

Die Frage war nur zu berechtigt, und Luava wußte es. Noch einmal kam ihr die Szene in den Sinn, die sie vor zwei oder drei Jahren so ungeheuer abgestoßen hatte. *Mit idiotischem Kichern faßte Blart nach ihrem Gesäß, dann wanderten die Hände zum Busen hinauf. Luava schrie und schlug um sich. Eine ihrer Fäuste traf. Ein Aufschrei antwortete ihr. Plötzlich stürzte die ganze Schar der Verdummten zur Tür hinaus.*

Mit Tränen auf den Wangen schüttelte sie den Kopf. Luava wandte sich ab; er sollte nichts sehen davon. “Nun gut”, sagte sie mit gepreßter Stimme. “Sie können bleiben, Blart. Bitte lassen Sie mich jetzt allein. Ich brauche etwas Zeit.”

Die Schritte des Mannes entfernten sich in Richtung Glashaus.

“Verdammt, verdammt...”, murmelte Luava. Mit beiden Händen stützte sie sich am Geländer ab und wartete, bis die Tränen versiegt waren. Nur nicht daran denken.

Zwei Monate später hatte sich ihre häusliche Gemeinschaft gut eingelaufen. Blart war für den meisten Teil der groben Arbeiten zuständig. Sie erledigte den Teil, wo die Feinfühligkeit ihrer Finger von Vorteil war. Außerdem koordinierte sie ihre Tätigkeiten, so daß kein Leerlauf entstand. Der zweite und dritte Silo wurden aufgebaut, mit der Zeit entstanden sogar die beiden Labors wieder. Besonderen Augenmerk legte sie dabei auf Geräte, deren Anzeigen man auch manuell ertasten konnte.

Eines Tages näherte sich ein Gleiter der Farm.

Sie hörte es am sirrenden Geräusch. Die Szene erinnerte sie an etwas — doch der letzte Anstoß erfolgte erst, als sie mit vorgestrecktem Stock die Terrasse erreicht hatte.

Diese Schritte kannte sie, ebenso das schnaufende Atmen.

“Luava Shine! Ich bin froh, sie gesund wiederzusehen!”

Es war Ganymed Hellerwiss.

“Sie! Was wollen Sie hier?”

“Ich wollte sehen, wie Sie die Wirren überstanden haben.”

“Und das soll alles sein, Hellerwiss? Daß ich nicht lache.”

Der dicke Mann kam nahe heran und ließ sich unaufgefordert in einen der Korbsessel fallen.

“Setzen Sie sich”, meinte Luava sarkastisch.

“Oh, danke. Sie haben natürlich recht, Luava. Ich bin aus bestimmten Gründen hier. Nach dem Ende der Verdummung herrschte in Trade City ein gewisser Mangel an guten Medizinern, besonders an Genetikern. Daher hat der neue Fürst mich zum Leiter des Bercy-Hospitals ernannt.”

“Sie, Hellerwiss?”

“Ja”, gab der Mann mit schlecht versteckten Anzeichen seiner Kränkung zurück. “Mich. Wundert Sie das? Na egal; alle haben sich gewundert. Also lassen wir das. Jedenfalls sind die meisten Opfer des Schwärms inzwischen tot oder wieder gesund. Wir Mediziner gehen zum Alltag über.”

Luava seufzte und bat Ding-Dong: “Bringe uns Getränke. Außerdem etwas zu essen für Ganymed Hellerwiss.” Mit dem Stock stieß sie gegen den zweiten Korbsessel, einen

Augenblick später saß sie neben dem Arzt.

“Also, Hellerwiss: Das freut mich für Sie. Aber was wollen Sie hier?”

“Ich will einen neuen Anlauf nehmen, Luava. Ich will Sie heilen. Oder besser: Ihnen eine Alternative bieten.”

“Sie haben schon einmal gepfuscht.”

Daraufhin schwieg der andere eine Weile. Als er sich schließlich wieder äußerte, klang seine Stimme gereizt, ja regelrecht gefährlich. “Sagen Sie so etwas nie wieder, Luava. Ansonsten könnte ich mich vergessen — und dann verschwinde ich wirklich für immer aus Ihrem Leben.”

Na und? dachte sie. Sie wollte nur ihre Ruhe, sonst nichts. Mit dem Aufbau der Shine-Farm und Blart blieben Probleme genug.

Doch sie war außerstande, dies Hellerwiss ins Gesicht zu sagen. Statt dessen lachte sie unsicher. “Reden Sie. Womöglich interessiert mich ihr Plan.”

Dummes Gerede! Am liebsten hätte sie sich selbst geohrfeigt!

“Da bin ich ganz sicher. Hören Sie, Luava, Ihr Sehzentrum lässt sich auf keine bekannte Weise rekonstruieren. Einen Gesichtssinn im regulären Sinn werden sie demnach nie entwickeln können.”

Ding-Dong stellte auf dem Tisch zwischen ihnen ein Tablett ab. Luava ertastete den Becher mit heißer Schokolade, Hellerwiss blieb das Wasser übrig.

“Ich denke, soweit waren wir bereits.”

“Ja - aber jetzt kommt das, was mir eingefallen ist. Ich plane, Ihren perfekt ausgebildeten Tastsinn weiter zu stimulieren. Oder besser den Teil des Hirns, den ich hier einmal Tastzentrum nennen will. Das Resultat wird eine Volumenvergrößerung um das Dreifache sein.”

Luava schüttelte unwillig den Kopf. Was sollte das? Sie würde Hellerwiss niemals ein zweites Mal in ihrem Hirn herumpfuschen lassen; oder jedenfalls nicht aufgrund derart krauser Ideen.

Sie hörte, wie Hellerwiss einen Schluck Wasser trank. Anschließend Kaubewegungen, seine Zähne rissen Brocken von ihrem selbstgebackenen Brot ab.

“Das schmeckt köstlich”, sagte er mit vollem Mund. “Aber weiter im Text: Sobald das Tastzentrum auf dem notwendigen Größenstand ist, wird es mit dem intakten Sehnerv verbunden.”

Plötzlich begriff sie.

Luava zuckte zusammen. Sie verschüttete mindestens einen Fingerbreit Schokolade auf ihr Arbeitshemd. Mit einem Aufschrei warf sie die Tasse zur Seite und hielt das Hemd hoch. Es brannte wie Feuer. Ding-Dong schüttete ihr kaltes Wasser aus Hellerwiss' Glas über die Stelle, und Sekunden darauf ließ der Schmerz nach.

“Sie brauchen ein neues Hemd”, stellte der Arzt fest.

“Nein! Nicht jetzt! Sie wollen sagen, daß die Neuroimpulse meiner Augen im Tastzentrum aufgenommen werden?”

“Ja. Genauso könnte es klappen.”

“Ich denke, ich verstehe. Wenn meine Augen die Farbe rot sehen, spüre ich eine Berührung an der Stirn. Sehen meine Augen blau, ist es eine Berührung an der Nase.”

“Ungefähr so müßte es laufen. Nur eines ist noch anders. Die Berührungen am

Körper können Sie vergessen. Es wird sein, als käme ein völlig neuer Körperteil hinzu. Wie ein zusätzliches Armpaar oder ein Schwanz. Und dann wird es Jahre dauern, bis Sie lernen, die neuen Wahrnehmungen zu interpretieren."

Luava überlegte nicht lange.

Im Gegensatz zum erstenmal hatte Ganymed Hellerwiss sie sofort überzeugt.

"Ich willige ein", sagte sie. "Wann ist es soweit?"

"Bald", dämpfte der Arzt ihren Eifer. "Sehr bald. Warten Sie ab, Luava. Es gibt noch eine Menge ungeklärte Punkte. Warten wir ab, was unsere Psychotechniker sagen."

Luava wachte auf, weil sie einen Alptraum gehabt hatte. Ein Alptraum? Nein, vielleicht eher ein Traum, dessen Bedeutung sie nicht verstand.

Vor ihrem inneren Vorstellungsvermögen tobte noch immer die Energie. Ihr Geist hatte Boscyks Stern betreten. Sie hatte die Sonne mit unglaublichen, hunderttausend Kilometer messenden Schritten erforscht. Jedes Detail hatte sie gespürt; die niedrige Temperatur der Korona, die verschiedenen Gasringe, die Wucht der Wasserstoffexplosionen.

Und in ihrem Traum war nichts Fremdes an der Sonne gewesen. Dort hatte sie sich wohl gefühlt. Dort hatten Augen nichts bedeutet - denn im Überfluß verlor das Licht seinen Stellenwert.

Bewegungen...

Da!

Sie zuckte zusammen, obwohl sie längst erwacht war. Luava wurde klar, daß sie in ihrem Bett saß, daß Boscyks Stern zwei Planetenbahnen weit entfernt war. Und weshalb trotzdem dieser Eindruck von Bewegung? Sie spürte den Verwirbelungen des Gasdrucks nach und ließ sich von Hitzeströmen durch die gesamte Korona tragen. Dann drang sie in die tieferen Sphären ein - und erlebte eine Welt, die weitaus wundersamer schien als der vertraute Umkreis der Shine-Farm.

Luava begriff das Neue.

Sie fühlte, daß sie für diese Welt geschaffen war.

"Luava! Lu! Was ist los mit dir?"

Was war los ... Erst jetzt erwachte sie endgültig. Sie hatte im Sitzen geträumt, und es bereitete ihr Mühe, aus den Sonnensphären in ihr Bett zurückzukehren.

"Ich möchte ein Glas Fruchtsaft, Ding-Dong."

"Kommt sofort."

Mit Schweiß auf der Stirn lehnte sich Luava gegen die Wand. Sie beachtete die weiteren Fragen des Roboters nicht. Statt dessen trank sie in langsamen Schlucken ihr Glas aus.

Dort hatten Augen nichts bedeutet.

Aber morgen war ein schwerer Tag. Sie streckte sich im Bett aus und schlief ein.

Drei Monate später tauchte Ganymed Hellerwiss erneut auf.

Sie hörte seinen Gleiter schon von weitem; ebenso Blart.

"Wer ist das?" fragte der Mann.

"Ich glaube, ich weiß es schon", gab sie zurück.

Als sie die schweren Schritte und den keuchenden Atem hörte, war sie sicher "Blart?

Ich möchte, daß Sie uns allein lassen."

"Ich denke eher, ich sollte dabeisein."

Seine Stimme klang einen Augenblick lang so aggressiv wie früher. Luava wußte jedoch, daß sie jetzt nicht nachgeben durfte. Sonst hatte sie bei Blart für immer verloren.

“Das entscheide ganz allein ich”, sagte sie. “Also?”

Blart ging wortlos, sie blieb mit Ganymed Hellerwiss auf der Terrasse zurück.

“Ein Mann mit viel Mißtrauen”, meinte der Arzt. “Ich bin froh, daß er nicht mithört. Sie allein machen schon Schwierigkeiten genug, Luava.”

Die Frau begriff, daß er mit Galgenhumor sprach. Wieder einmal fühlte sie sich alarmiert, wie so oft in seiner Gegenwart. “Was ist los? Sagen Sie schon, Hellerwiss! Probleme?”

“In der Tat. Unsere Psychotechniker haben die Neuroverbindung Auge-Tastzentrum durchgerechnet. Die Datenübertragung wäre kein Problem. Schwierig wird nur die Deutung. Das Auge sendet Millionen unterschiedlicher Impulse. Millionen! Denken Sie, Luava, daß Sie damit etwas anfangen könnten? Trauen Sie sich zu, diese Menge zu bewältigen, richtig zu interpretieren?”

“Ich weiß nicht.” Sie faßte nach der Lehne eines Korbsessels und ließ sich in die Sitzfläche sinken. “Ehrlich gesagt: Ich habe Zweifel.”

“Die Psychologen sagen, es sei völlig unmöglich. Die Verbindung Tastsinn-Auge ist evolutionär nicht eingespielt. Nicht so wie Gesichtssinn-Auge.”

“Aber ich höre doch, daß Sie etwas anderes zu bieten haben, Hellerwiss. Sie sind im Zweifel, aber nicht niedergeschlagen.”

“Ja”, gab der Arzt und Genetiker zurück. “Unser Problem besteht darin, die Datenmengen zu reduzieren. Wir müssen ein System schaffen, das Sie mit dem Unterbewußtsein erlernen können.”

“Und wie sieht das aus?”

Der andere antwortete mit einer Gegenfrage: “Haben Sie sich je mit der Fauna des Planeten Terra befaßt?”

“Das habe ich.”

“Dann haben Sie vielleicht von einer Tierart gehört, die man Fledermaus nennt.”

Luava entsann sich dunkel. “Ja. Auch das.”

“Nun gut. Fledermäuse sind ebenfalls blind, wie Sie. Fledermäuse orientieren sich anhand eines Echosystems. Sie stoßen Laute im Ultraschallbereich aus; und die eintreffenden Refleximpulse ordnen sie zu einem genauen Bild ihrer Umwelt. Dasselbe haben wir mit Ihnen vor, Luava.”

Erneut erfaßte diese typische Erregung sie - wie jedesmal, wenn ihr eine scheinbar echte Perspektive geboten wurde.

“Das klingt interessant. Ich verstehe, Hellerwiss!”

“Wir geben Ihnen mechanische Lauterzeuger, man kann sie wie Ohrringe tragen. Außerdem bekommen Sie unsichtbare Sensoren eingepflanzt, die auf Ultraschall reagieren. Diese wiederum leiten die empfangenen Signale an ihr Gehirn weiter. Außerdem pflanzen wir ihnen eine siganesische Mikropositronik in eines der Ohrläppchen. Dort werden die Signale standardisiert und weitergegeben.”

“Dann”, meinte sie versonnen, “muß ich nur noch lernen, die Signale umzusetzen.”

“Ich sehe, Sie erkennen die Schwierigkeit. Und ich bin froh, daß Sie so aufgeschlossen reagieren, Luava. Ich kann Ihnen eine weitere Freude machen: In drei Tagen geht es los. Bitte kommen Sie erneut ins Bercy-Hospital.”

Zum erstenmal lagen die Geräte vor ihr.

In der Tat hatten Hellerwiss' Leute die Sender wie Ohrringe geformt; die Empfänger waren nur kleine Platinen, die ins Ohr gehörten. Die Mikropositronik schließlich konnte sie nicht einmal fühlen. Sie war in eine Plastikfolie eingeschweißt und viel zu klein.

“Was geschieht jetzt?” fragte sie.

“Wir suchen zunächst einen Operationssaal auf.”

Luava ließ sich von ihm an der Hand nehmen und durch die Gebäude führen. Ding-Dong schwebte immer neben ihr her; kein einziges Mal blieben die leisen, summenden Geräusche des Roboters zurück.

Sie brachten mehrere Treppen und Antigravschächte hinter sich, zum Schluß einen langen Korridor. Ganymed Hellerwiss stieß eine Tür auf und dirigierte Luava in den Raum dahinter. Es roch ein wenig streng; nach Schweiß und Desinfektionsmitteln. Aber um Hygiene brauchte sie sich keine Sorgen zu machen. Luava war sicher, daß in diesem Raum keine schädliche Bakterie mehr existierte.

“Bitte setzen Sie sich.”

Sie ertastete hohe Lehnen, einen bequem überzogenen, kalten Stuhl, harte Kopfpolster. In den kleinen Erhebungen saßen Projektoren - damit würde ihr Körper nach der Betäubung am Platz gehalten.

“Muß ich mich ausziehen?”

“Ach was”, antwortete Hellerwiss. “Bei Ihrer ersten Operation schien zwar alles ein wenig altmodisch. Doch das lag nur an den zusätzlichen Sicherheitsmaßnahmen. Dies hier ist Routine. Wir öffnen lediglich die Schädeldecke und gruppieren bestimmte Hirnsektoren um. Das ist nötig, damit wir das Tastzentrum zum Wachstum stimulieren können.”

Sie hörte, daß aus einer Düse hauchfeiner Nebel sprühte. Später konnte sich Luava nicht einmal erinnern, wie sie eingeschlafen war. Jedenfalls dauerte das Ganze nicht länger als eine Stunde. Hellerwiss führte sie wieder hinaus, und noch am selben Tag nahm sie im nördlichen Gewächshaus wieder ihre Arbeit auf.

Vorerst spürte Luava nicht das geringste.

Keine Veränderungen, keine sonderbaren Vorgänge in ihrem Hirn.

Schwierigkeiten hatte sie eher mit Blart. Und zwar Schwierigkeiten ganz besonderer Natur: Er verhielt sich dermaßen freundlich Luava gegenüber, daß die Distanz zwischen ihnen immer mehr schmolz. Sollte sie Freude empfinden? Oder sich lieber der Furcht hingeben? Furcht wovor, vor Freundlichkeit? Genau das war es nämlich, und Luava verstand sich selbst nicht mehr.

Irgendwann begann Blart, sie zu duzen. Damit war der letzte Rest Förmlichkeit dahin. Im folgenden entwickelte sich eine Hausgemeinschaft von beängstigender Intensität. Sie frühstückten gemeinsam, trafen sich zum Abendessen, unternahmen sogar Spaziergänge miteinander. Es war, als wolle Blart Monroes Platz einnehmen. Nur eine Forderung erfüllte Luava nicht - Ding-Dong blieb immer in ihrer Nähe. Der Roboter bildete eine Art letzter Schutzwall Blart gegenüber.

Mit der Zeit jedoch, von Tag zu Tag kaum wahrnehmbar, fanden Veränderungen *in ihr* statt. Sie spürte es jetzt; Empfindungen flackerten kurz auf und verschwanden wieder. Sie fühlte Dinge, für die sie keinen Namen hatte.

Bei sich nannte Luava den neuen, imaginären Körperteil ihre zweite Stirn.

Manchmal wachte sie mitten in der Nacht auf. In diesen Tagen jedoch war nicht Boscyks Stern schuld — sondern der Veränderungsprozeß in ihrem Kopf.

Ein paar Monate später fand sie sich erneut bei Ganymed Hellerwiss ein. Insgesamt hatte sie befürchtet, der Arzt müsse bald als Scharlatan entlarvt werden; dann hätte man ihn in seinen Seitenflügel zurückverbannt, und ihr hätte man alle Hoffnung genommen.

Aber die Furcht war grundlos.

Heute war ein guter Tag, dachte Luava. Ein Tag, an dem sie nicht verlieren konnte!

Die Operation fand im selben Zimmer statt wie vor einigen Monaten. Sie erkannte den Stuhl und den Geruch, der scheinbar immer noch derselbe war. Und als sie erwachte, hatte sich genausowenig verändert wie beim Aufenthalt vorher.

“Können Sie mich hören?”

“Ja, Hellerwiss. Laut und deutlich.”

“Geruchssinn?”

“Perfekt vorhanden.” Sein Schweißgeruch stieg ihr abstoßend wie eh und je in die Nase.

“Tastsinn?”

Luava strich mit den Fingern über ihren Kopf, die Schultern und Arme, dann über die Schenkel. “Ich spüre keine Beeinträchtigung.”

“Gut”, ließ sich Hellerwiss zufrieden vernehmen. “Das deckt sich mit unseren Messungen. Sie können aufstehen, wenn Sie möchten.”

“Natürlich möchte ich.” Luava erhob sich und hörte, wie ein paar der Anwesenden vorsorglich Platz machten.

“Aber ich spüre nichts!” rief sie. “Hellerwiss! Sie haben mir einen Erfolg versprochen!”

Seine feuchten Pranken faßten ihre Hand. Da war ein Vibrieren von Erschöpfung, aber keine Besorgnis oder Frustration. “Die Operation ist vollauf gelungen”, stellte der Mann fest. “Wir benötigen im Hospital keinen Praxis-Test, weil wir den Probelauf noch während der Betäubung durchgeführt haben. Alles läuft nach Plan.”

“Und warum...”

“Warten Sie, Luava! Derzeit gelangen nur deshalb keine künstlichen Signale an ihre Sensoren, weil die Ohrringe noch nicht angelegt sind.”

Luava streckte fordernd die Hand aus. “Geben Sie sie mir!”

“Ich rate Ihnen, das erst auf der Farm zu tun. Sie werden einer völlig neuen Situation gegenüberstehen, Luava. Nehmen Sie sich Zeit, seien Sie allein dabei.”

“Ja . . . Ja, das werde ich.”

“Die Ohrringe habe ich übrigens Ihrem Roboter übergeben. Wenn Sie sie verlieren - kein Problem. Wir fertigen neue an. In den nächsten Tagen erhalten Sie ohnehin Ersatzexemplare. Und jetzt begleite ich Sie hinaus.”

“Nein. Ich möchte allein gehen.”

“Wie Sie wollen.”

Sie nahm ihren Stock, drehte sich um und verließ von Ding-Dong begleitet den Raum. Alles war so leicht gegangen - ganz anders als erwartet. Sie konnte sich einfach nicht vorstellen, daß mit einer Stunde Tiefschlaf und dem Anschluß einiger Nervenbahnen alles getan war.

“Eines noch!” rief Ganymed Hellerwiss ihr hinterher. “Was Sie jetzt brauchen, ist in

erster Linie Training. Ich habe mir erlaubt, Ding-Dong ein entsprechendes Programm einzuspeisen. Und ich werde Sie besuchen, Luava!"

Mehr hörte sie nicht, weil hinter ihr die Tür zufiel.

Als sie sicher im Gleiter saß, meinte sie: "Ding-Dong! Gib mir die Ringe."

"Aber der Arzt hat gesagt..."

"*Die Ringel*" fiel sie ihm ins Wort. "Keine Diskussion jetzt!"

Sie hörte, wie Ding-Dong mit seinen kurzen Tentakelarmen eine kleine Klappe öffnete, dann legte er die Ringe in ihre Hand. "Vorsicht", sagte er. "Sobald du die Ringe anlegst, Lu, aktivierst du automatisch die Verbindung."

"Gut. Und jetzt starte."

Sie wog nachdenklich die leichten, kühlen Objekte in ihrer Hand. Als sie ein paar Minuten geflogen waren, hielt sie es nicht länger aus. Entschlossen heftete sie sich die Ringe an die Ohren. Über Luava brach das Chaos herein. Sämtliche Wahrnehmungen waren für mindestens eine Minute getrübt. Es gab Gerüche, Geräusche, Kaltes, kochend Heißes, und mitten im Brei der Empfindungen schwammen undefinierbare Fremdkörper.

Nichts davon konnte Wahrheit sein. Dennoch schmerzte mit einemmal ihr ganzer Körper.

"Ding-Dong, hilf mir", brachte sie gerade noch heraus.

In der Sekunde darauf war alles wieder normal. Der Roboter hatte ihr die Ohrringe abgenommen. Luava beschloß, Hellerwiss' Rat bis zur Farm zu beherzigen. So lange hatte sie gewartet; nun konnte sie es auch noch ein wenig länger.

"Wie ist es gelaufen?"

Blart kam ihr über den Kiesweg vom Fuhrpark aus entgegengerannt. Seine raschen Schritte stockten direkt vor ihr, und sie hörte tiefe, aufgeregte Atemzüge. In diesem Augenblick war der Mann vielleicht ebenso aufgeregt wie sie selbst vor ein paar Stunden. "Hervorragend", gab sie einsilbig zurück. "Aber... du kannst nicht sehen." "Nein, ich werde es erst lernen müssen." Sie spürte erst jetzt die Erschöpfung in all ihren Gliedern. Seufzend ließ sich Luava in ihren Lieblingssessel auf der Terrasse sinken; ein paar Minuten ausruhen, dem eigenen Erwartungsdruck entfliehen.

"Setz" dich, Blart. Ich werde dir alles erzählen."

Als er endlich Bescheid wußte, fühlte sich Luava erleichtert. Gewiß - sie mochte Blart noch immer nicht besonders. Doch er war der einzige, den sie hatte, und ihre ablehnende Haltung ihm gegenüber brachte nur zusätzliche Belastung.

"Was wirst du jetzt tun?" fragte er.

"Das habe ich schon mit Ding-Dong besprochen. Wir räumen eines der Labors komplett aus. Dann habe ich einen leeren Raum zur Verfügung, absolut viereckig, ohne weitere Ecken und Kanten. Für den Anfang sollte das als Trainingsgelände reichen."

"Ich helfe euch."

"Nein", wehrte sie ab. "Du vergißt den Pseudo-Hafer. Jemand muß sich um die Ernte kümmern."

Er schwieg eine Weile, dann erhob er sich und strich mit einer Hand über ihre Schulter.

Ihre erste Empfindung war Abscheu, dann jedoch lächelte Luava. "Besuche mich heute abend. Vielleicht habe ich bis dahin den ersten Schritt schon getan."

“Das werde ich.” Seine Schritte entfernten sich wieder in Richtung Fuhrpark. Während sie den Kopf zurücklehnte und sich die Sonne ins Gesicht scheinen ließ, folgte Ding-Dong dem Mann. Der Robot würde gemeinsam mit Strong und einem der Arbeitsroboter das südliche Labor freiräumen. Dort befanden sich ausschließlich bewegliche Geräte; nichts war fest installiert.

Luava wartete vier Stunden lang. Ding-Dong kam, um sie zu holen. “Es ist soweit, Lu.”

Sie nahm ihren Stock, ging durchs Haus bis zur Labortür und trat in den leeren Raum. Plötzlich fehlte das summende Geräusch des Roboters neben ihrem Ohr.

“Ding-Dong?”

“Ich muß draußen bleiben. Nichts darf dich irritieren.”

“Du hast recht.” Konsequent stellte Luava ihren Stock vor die Tür, schloß hinter sich ab und wog die Ohrringe prüfend in einer Hand. Dann setzte sich Luava in eine Ecke. Die Länge des Raumes betrug vierzehn Meter, die Breite acht, das mußte sie im Kopf behalten.

Jetzt.

Die Ohrringe saßen. Erneut brach das grauenhafte Durcheinander von falschen Empfindungen über sie herein. Diesmal allerdings war es anders als beim erstenmal; sie entdeckte eine gewisse Ordnung, und endlich war sie auch imstande, einen Teil davon ihrer zweiten Stirn zuzuordnen.

Hellerwiss hatte ein gutes Programm aufgestellt.

Sie war keine Fledermaus, sie war völlig ungeübt. Ein völlig leerer Raum führte ihrem neuen Sinn die am wenigsten komplexen Reize zu. Es wäre schon ein Erfolg, könnte sie nur Flächen vom leeren Raum unterscheiden, eine Ecke von einer Kante. Im Ultraschallbereich streuten ihre Ohrringe Impulse aus. Mehr als hundertmal in der Sekunde nahmen die Empfänger das Echo auf - und für ihren Geist entstand ein konstanter Strom von Empfindungen.

Die erste Erfahrung, die Luava machte, bezog sich auf sie selbst.

Sie wußte, daß ein normaler Mensch sich selbst nicht in seiner Umgebung sehen konnte. Das galt auch für sie, doch mit jeder ihrer Bewegungen änderte sich jetzt etwas im Tenor der Empfindungen.

Sie stand auf - und erhielt plötzlich eine ganz neue Ortung. Nur eine Art Hintergrundrauschen blieb immer gleich. Sie begriff, daß es auf dieses Rauschen in erster Linie ankam. Einige Impulse blieben immer gleich. “Dort” mußte sie die Wände, den Boden und die Decke suchen.

Luava lief vorsichtig ein paar Schritte.

Der Hintergrund veränderte sich kontinuierlich, wurde jedoch nicht zum Chaos. Sie hatte recht. Eine Wand war eine Konstante. Wie in der Mathematik: Man konnte eine Gleichung mit komplexem Zahlenmaterial umgeben, ihre Form verändern, aber die Gleichung blieb immer da.

Irgendwo da vorn war die Wand, auf die sie zuging. Und der Wust an Informationen, der ständig sein Erscheinungsbild veränderte, das war sie selbst. Erstmals wurde der Frau plastisch vorgeführt, wie kompliziert die menschliche Wahrnehmung aufgebaut war. In einer störungsfreien Funktion wurden unglaubliche Datenmengen übertragen - außerdem empfangen und verstanden.

Hellerwiss' erster Plan fiel ihr ein.

Zum Glück hatte er auf ihre Augen verzichtet und bei den Ohrringen Zuflucht gesucht. Sie war ja schon fast außerstande, ein paar tausend Impulse zugleich zu ordnen. Millionen davon hätten sie heillos überlastet.

Wo war die Wand?

Luava war plötzlich sicher, daß eine der Konstanten auf ihrer zweiten Stirn eine Art Bild ergab. Ein paar Meter noch, es war nicht weit. Sie wagte rasche, euphorische Schritte - und prallte mit voller Wucht gegen die Wand.

Vor Schmerzen schrie sie auf.

Ding-Dong war sofort bei ihr.

“Was hast du dir getan, Lu? Brauchst du Hilfe?”

In ihr war Chaos. Natürlich, die offene Tür, der Raum dahinter, der schwebende Robot.

“Hinaus!” schrie sie. “Laß mich allein!”

Zwei Sekunden später war der Raum wieder abgeschlossen. Luava spürte warme Tropfen auf ihrer Lippe. Sie hatte Nasenbluten, kümmerte sich aber nicht darum, denn jetzt hatte sie Wichtigeres zu tun.

Alles war eine Frage der Interpretation. Die Konstanten im Hintergrund blieben nach wie vor wahrnehmbar. Auf ein neues; Luava setzte sich wieder in Bewegung und tat mit vorgestreckten Armen langsame Schritte voraus.

Sekunden später hatte sie die gegenüberliegende Wand erreicht. Einen echten Erfolg erzielte sie auch diesmal nicht — aber sie hatte nie erwartet, innerhalb von zwei Stunden zur perfekten Fledermaus zu werden.

Als Ding-Dong sie hinausrief, war es bereits Nacht. Luava sah ein, daß sie ihren Schlaf brauchte. Morgen war ein schwerer Tag.

“Du wolltest mir erzählen, wie es gelaufen ist”, erinnerte Blart sie beim Frühstück.

“Entschuldige”, meinte sie. “Ich war gestern spät im Bett. Du hast schon geschlafen.”

“Natürlich habe ich das. Ich habe genügend Arbeit heute. Der Schwarm ist noch nicht so lange weg, daß wir uns einen Urlaub leisten könnten.”

“Was willst du damit sagen?”

“Daß ich heute wieder auf dich rechne, ganz einfach.” Seine Stimme klang sanft, ganz im Gegensatz zum Inhalt der Worte. “Du weißt selbst, wieviel wir uns vorgenommen haben.”

Luava preßte ärgerlich die Lippen zusammen; Blarts Tonfall lenkte sie in keiner Weise von der unverschämten Forderung ab.

“Eins will ich dir sagen: Ich habe zum erstenmal in meinem Leben Gelegenheit, sehen zu lernen. Oder zumindest etwas Ähnliches. Ich werde nicht darauf verzichten, nur weil sonst die Pflanzen im Gewächshaus nicht beschnitten werden. Ist das *ganz klar, Blart?*”

Sie hörte empörtes Schnauben. Eine Weile schwieg der Mann. “Ja”, sagte er dann mit vibrierender Stimme “völlig.”

Er stand auf und knallte sein Eßbesteck auf den Tisch Luava blieb mit klopfendem Herzen sitzen, bis er aus der Haus verschwunden war und sie seine Schritte nicht mehr hören konnte.

Der Appetit war ihr vergangen - nicht jedoch der Drang, der sie ins leere Labor zog. Luava stand auf und ertastete sich ihren Weg. Blart war derart wütend

gewesen, daß er garantiert nicht an ihre Blindheit gedacht hatte. Vielleicht stand irgend etwas auf ihrem Weg nicht mehr an seinem Platz.

Sie fand eine umgestürzte Vase und stellte sie an ihren Platz zurück. Zwei Minuten später legte sie die Ohrringe an. Heute brach der Brei von Empfindungen nur noch mit halber Kraft über sie herein.

Die zweite Stirn wurde ihr vertrauter, der plötzliche Informationswust hatte einiges an Schrecken verloren. Konsequent machte sie da weiter, wo sie gestern aufgehört hatte. Den ganzen Tag verbrachte die Frau im Labor, und sie ließ sich nicht einmal von Ding-Dong stören.

Erst gegen Abend konnte sie Hunger und Durst nicht mehr widerstehen. Ihr letzter Versuch war gleichzeitig der erste Erfolg: Luava ging mit ausgestreckten Armen - und fand mit höchstens zehn Zentimetern Differenz auf Anhieb die Wand vor sich.

Luava nahm die Ohrringe ab und öffnete die Tür.

“Das wird auch Zeit”, sagte eine Stimme.

Es war Blart. Er mußte schon lange gewartet haben.

Doch sie kümmerte sich nicht um die schlecht unterdrückte Aggressivität in seiner Stimme. “Alles eine Frage des Trainings”, stellte sie voller Freude fest. “Und jetzt brauche ich mindestens ein Kilo Shimmering-Gemüse, sonst verhungere ich.”

Blart seufzte. “Und heiße Schokolade?” fragte er.

“Einen ganzen Liter bitte.”

Sie ließ sich von dem plötzlich lammfrommen Mann beim Arm nehmen und auf die Terrasse führen.

Nach vier Tagen traf sie eine Vereinbarung mit ihm: Sie hatte noch zehn Tage Zeit allein für sich, dann würde sie wieder ihren Teil der Arbeit auf der Farm übernehmen.

Dabei spürte Luava, daß es Blart nicht in erster Linie um die Farm ging. Wahrscheinlich war er nur eifersüchtig, wollte mehr im Mittelpunkt ihrer Aufmerksamkeit stehen.

Jedenfalls machte sie Fortschritte.

Zwei weitere Tage brauchte die Frau, bis sie fehlerfrei den Weg von einer Wand zur anderen berechnen konnte. Nochmals zwei, dann beherrschte sie den schwierigen Bereich der Ecken. Dort fingen sich Ultraschallsignale auf eine Weise, die sie lange verwirrt hatten.

Was war besonderes an den Ecken? Im Grunde nichts... Aber sie führten ein Stück weit auf die wirklich problematischen Bereiche hin. Der eigene Körper war ihr nämlich, mit Hinsicht auf die zweite Stirn, nach wie vor ein Rätsel.

Die zehn Tage Frist vergingen wie im Flug.

Als sie abgelaufen waren, hatte sie gerade begonnen, ihre Arme zu erkennen. Mit jeder Sekunde hatte sie ein weiteres Detail dieses Wunders entdeckt.

Luava ging mit unbändiger Energie an die Arbeit. Sie trug die Ohrringe nun auch außerhalb des Labors. Zwar warnte Ding-Dong ständig davor; doch die Frau hatte entschieden, daß ihr nicht genügend Zeit zur Verfügung stand. Sie wollte um keinen Preis mit täglichen zwei-Stunden-Lektionen Jahre verlieren. So lange nämlich hätte sie mit Sicherheit gebraucht, bis sie mit der zweiten Stirn vertraut war.

Undenkbar. Sie wies den Gedanken von sich.

Statt dessen gewöhnte sich Luava im Schockprinzip an die Vielfalt ihrer Umwelt. Im

Labor hatte sie die Wände bereits einschätzen können - doch außerhalb des leeren Raumes brauchte sie eine ganze Woche, bis sie den Lerneffekt übertragen konnte. An diesem Punkt begann der wirkliche Nutzen des Ultraschallprinzips. Luava hörte auf, ihren Weg zu *ertasten*. Sie wußte jederzeit grob, wo sie sich befand. Jedenfalls im Haus, denn draußen war sie nach wie vor auf ihren Stock und den Tastsinn angewiesen.

Einen Monat später kam Ganymed Hellerwiss. Eigentlich hatte sie früher mit ihm gerechnet.

“Guten Tag, Luava. Ich sehe, meine Anweisungen sind Ihnen egal.” Seine Stimme klang müde, nach viel Arbeit und noch mehr Anspannung. Aber es lag auch ein wenig Humor darin, kein wirklicher Tadel.

“Machen Sie mir keine Vorwürfe”, antwortete Luava gut gelaunt. “Fragen Sie mich lieber nach Fortschritten.”

Der andere ließ sich schnaufend in den Korbsessel fallen, der inzwischen schon sein Stammplatz war. “Also: Wie sieht es aus?”

“Hervorragend.” Luava setzte sich neben ihn und hätte vor Begeisterung fast seine Hände ergriffen. Nur der Schweißgeruch hielt sie ab. “Wenn ich innerhalb geschlossener Räume bin, erkenne ich bereits fehlerlos jede größere Wand.”

“Und draußen?”

“Draußen bin ich noch hilflos”, gestand Luava ein. “Es ist dasselbe wie mit komplexen Körpern, Menschen zum Beispiel. Diese Reizimpulse kann ich noch nicht einordnen. Aber ich werde besser. Gestern habe ich ein Glas ergriffen, dessen Position ich nicht kannte.”

“Ah”, machte der Arzt anerkennend. “Ich wußte, daß es klappt. Das freut mich für Sie, Luava.”

“Warum kommen Sie erst jetzt?” fragte sie Hellerwiss.

“Das liegt an den Fürsten. Auf Mannimek IV hat es eine Epidemie gegeben. Das ist ein Planet, sieben Lichtjahre von hier...”

“Ich weiß”, fiel Luava ihm ins Wort.

“Nun, nach Ihrer Operation wurde ich mitsamt dem ganzen Stab dorthin abgezogen. Die medizinische Versorgung klappt nicht überall wie hier. Sie werden es nicht glauben - aber heute ist seitdem mein erster freier Tag.”

Sie gingen ins Labor und führten Tests durch.

Hellerwiss wirbelte sie solange um die eigene Achse, bis sie die Orientierung verloren hatte. Anschließend fand Luava jedesmal auf Anhieb zur Tür zurück. Es war wie Sehen; und in gewisser Hinsicht sogar besser, denn Luava benötigte zur Orientierung weder Tageslicht noch Lampen.

Die Welt der Farben und Schattierungen dagegen blieb ihr für immer verborgen. Die Sonnenuntergänge, von denen die Leute immer schwärmten, natürlich auch Bildschirme oder Hologramme.

Aber sie durfte nicht alles erwarten.

Ganymed Hellerwiss hatte viel erreicht.

Luava brauchte zwei Jahre, bis sie die zweite Stirn beherrschte. Gewisse Toleranzgrenzen blieben natürlich - der Unterschied zwischen Millionen Informationen und ein paar tausend fiel stark ins Gewicht.

Kurze Zeit nach Hellerwiss' letztem Besuch lernte sie, im Labor simpel geformte

Gegenstände zuverlässig auszuloten. Zunächst kleine Würfel und Kugeln, dann Schreibstifte, Messer, Teller. Besondere Schwierigkeiten bereiteten ihr fließende Konturen wie Kleidungsstücke oder eine Schüssel mit bewegtem Wasser.

Doch auch damit wurde Luava fertig.

Im Jahr 3448 war sie erstmals imstande, allein einen Spaziergang durch den Wald zu unternehmen. Sogar Ding-Dong befahl sie, im Haus zu bleiben. Sie ging ohne Stock los und fand innerhalb von zehn Minuten die kleine Lichtung, auf der sie als Kind oft gespielt hatte. Der Teich in der Mitte, das hochkomplexe Muster von Büschen und im Wind bewegten Baumkronen...

Im Sommer desselben Jahres bewegte sich Luava fast natürlich in jeder Umgebung. Dennoch war ihr Leben nicht sorgenfrei — und dafür sorgte Blart.

“Ich muß mit dir reden, Luava.”

“Worüber?” Sein Tonfall warnte sie; die Stimme klang dermaßen gepreßt und unter Druck, daß sich unwillkürlich etwas in ihr versteifte.

“Das hörst du gleich. Laß uns auf die Terrasse gehen.”

Sie folgte ihm und versuchte, in seiner Mimik zu lesen. Damit allerdings hatte Luava noch Schwierigkeiten. Vielleicht würde sie es nie lernen, Menschen danach zu beurteilen.

“Also?”

“Es geht um uns beide, Luava. Wir leben jetzt seit acht Jahren hier auf der Farm zusammen. Ich habe seit acht Jahren keine andere Frau als dich mehr gesehen. Ich nehme an, du weißt das genau; denn du gehst mir ja aus dem Weg, Luava.”

“Das stimmt nicht.” Ihr Gespräch nahm einen schlechten Verlauf, und sie befürchtete mehr als das.

“O doch, streite es nicht ab. Erinnerst du dich an den Tag, als ich hierherkam? Weißt du, warum ich es getan habe?”

“Ich...”

“Wegen dir, Luava. Ich glaube, ich liebe dich. Ich bin ein selbstsicherer Mann, jedenfalls normalerweise. Und es wäre mir nie in den Sinn gekommen, einer anderen Frau als dir gegenüber acht Jahre zu schweigen. Ich dachte, die Zeit würde alles ergeben. Aber das war ein Irrtum, Luava, und jetzt *muß* ich mit dir reden!”

Zuletzt hatte Blart immer lauter gesprochen. Luava versteifte sich. Jetzt also kam das, was sie unbewußt immer gefürchtet hatte. Nein, Blart, dachte sie. Es ist unmöglich. Sie war nicht geschaffen für menschliche Beziehungen. Dazu hatte sich Luava immer viel zu sehr isoliert gefühlt. Nur einer Person war sie jemals nahe gewesen; aber Monroe war lange tot.

“Luava! Sag etwas!”

“Ach, was soll ich sagen.” Sie ließ den Kopf hängen und krampfte die Hände um die Sessellehnen. “Ich weiß nicht, was ich mit dir anfangen soll. Zwischen uns steht so vieles.”

“Aber was denn?” fragte er verzweifelt.

Sie spürte auf ihrer zweiten Stirn seine sprungbereite Körperhaltung - und Luava wünschte mit aller Macht, er möge die Beherrschung wahren und Abstand halten.

Nur die Frage konnte sie nicht beantworten. Was war es eigentlich, das ihn und sie so sehr trennte? Es war nichts, was Luava hätte benennen können. Sie folgte einfach ihrem Instinkt, der sie von fast allen anderen Menschen fernhielt.

“Was, Luava?” beharrte er.

“Ich muß darüber nachdenken. Bis morgen treffe ich die Entscheidung, wie es mit uns weitergeht.”

Luava sprang auf und rannte in ihren Schlafraum. Auf dem Bett lag sie völlig still; das Summen neben ihrem Ohr bewies, daß Ding-Dong wie immer in der Nähe war. Außerdem konnte sie seinen Umriß orten.

“Was meinst du, Ding-Dong?”

“Willst du das wirklich hören, Lu? Blart wäre ein guter Partner für dich. Er hat seine Zuverlässigkeit bewiesen.”

“Du hast recht. Ich will es nicht hören.”

Paradoxerweise hatte gerade das Argument des Roboters ihr gezeigt, wie sehr sie eigentlich die Distanz zu anderen Menschen brauchte. Und sie konnte sich ohnehin nicht vorstellen, den Rest ihres Lebens mit Blart auf dieser Farm zu verbringen.

Was sollte sie tun? Von hier verschwinden?

Während sie noch nachdachte, schlief Luava ein. Sie träumte von unsichtbaren Gegnern, die sie drangsalierten und zu schrecklichen Dingen zwingen wollten.

Dann jedoch veränderte sich der Gegenstand der Träume.

Luavas Geist strebte getrennt vom Körper aufwärts; und schlug den Weg in Richtung Boscyks Stern ein. Wie so oft spürte sie die gewaltigen Protuberanzen nach und nahm das rote Glühen der Korona in sich auf, als habe sie doch noch sehen gelernt.

Als sie erwachte, waren Rücken und Stirn in Schweiß gebadet. Boscyks Stern... Warum immer wieder derselbe Traum? Und warum dieses furchtbare Gefühl, daß etwas dort oben nicht in Ordnung war?

Sie spürte fast körperlich die Bedrohung.

Am Frühstückstisch gab sie ihre Entscheidung bekannt. “Blart, ich sehe keine Möglichkeit, es dir schonend beizubringen. Aber ich liebe dich nicht. Und ich kann deine Nähe im Moment nicht ertragen.”

Der Mann brauchte eine ganze Weile, bis er sich wieder einigermaßen gefaßt hatte.

“Damit mußte ich rechnen. Ich soll die Farm also verlassen, nicht wahr?”

“Aber nein.” Sie lächelte und streichelte sanft seinen Arm. “*Ich* gehe; jedenfalls für einige Zeit. Ich wollte schon immer in den Weltraum.”

Über die Kinnok-Universität erhielt sie ein Stipendium. Luava hatte ja lange Zeit Naturwissenschaft studiert und verfügte über hervorragende Empfehlungen.

Also flog sie nach Trade City und bestieg dort einen kleinen Forschungsraumer. Der Name des Schiffes war HELLA, es stammte von Terra und war auch hauptsächlich mit terranischen Wissenschaftlern bemannnt.

Auf den ersten Blick wirkten die Außenhülle und viele Aggregate hinfällig und altersschwach. Doch Luava überzeugte sich, daß alle wichtigen Maschinen gut gewartet waren. Einen fabrikneuen Raumer hatte sie ohnehin nicht erwartet.

Zweihundert Meter durchmaß die Kugel.

Es gab ein riesiges Observatorium, vier Lineartriebwerke, gute Verpflegung und enge Kabinen.

In gewisser Hinsicht waren viele der Leute an Bord ihr ähnlich. Mehr als die Hälfte von ihnen hatte gerade erst die eine oder andere Ausbildung beendet. Die HELLA diente allein dem Zweck, Wissenschaftlern Praxis zu verschaffen.

Den Rest des Jahres 3448 verbrachte sie ausschließlich an Bord. Das Schiff flog

mindestens dreißig verschiedene Sonnen mit Planetensystemen an, und gemeinsam mit anderen vermaß sie die navigatorischen Leitsterne der Galaxis.

Die Chemiker analysierten stellaren Staub, die Linguisten entzifferten Funksprüche, sooft in den Antennen der HELLA Signale hängenblieben.

Es war eine lehrreiche Zeit.

Luava übte sich vor allem in Teamarbeit. Dabei gab es ungeahnte Hindernisse zu überwinden — allein schon aufgrund ihres speziellen Sehvermögens. Wenn andere mit einem Blick Anzeigen ablasen, mußte sie erst Dialoge mit den Bordcomputern führen. Oder sie ließ perforierte Blätter drucken, auf denen sie nach dem Prinzip der Blindenschrift alles ablesen konnte.

Eine große Hilfe war auch Ding-Dong. Nach wie vor blieb der Roboter immer in ihrer Nähe. Luava fühlte sich zwar körperlich unabhängig... Doch seelisch war sie nach wie vor auf ihn als letzten Rückhalt angewiesen.

Ihr Umgang mit der zweiten Stirn wurde perfekt. Zwar ließen sich gewisse Toleranzen nicht ausschalten; aber im Bereich von zwei, drei Millimetern plus oder minus half fast immer ihr gut entwickelter Tastsinn.

Einer der Nachteile wurde ihr erst durch Zufall bewußt.

Auf Gatas übernahm die HELLA eine Gruppe bluesscher Physiker, die nur einen kurzen Teil der Reise mitmachen sollten. Und diese Blues sprachen häufig im Ultraschallbereich. Jedes ihrer Worte war eine Bedrohung für sie. Wenn die Blues in Erregung gerieten, drangen ihre Stimmen sogar in den Echobereich ihrer zweiten Stirn vor. Dann litt Luava unter Aussetzern; sie sah Phantasiegebilde, die nicht existierten, oder wurde für Sekunden völlig hilflos.

Zum Glück verschwanden die Blues bald von Bord. Ruhe kehrte ein.

Und jede neue Sonne war Luava wichtig. Sie stellte dasselbe fest, was ihr schon bei Boscyks Stern so sehr aufgefallen war. Sie hatte eine *Beziehung* zu den Energiemassen, sie spürte förmlich jede Bewegung unterhalb von Korona und Protuberanzen.

Es war, als sehe sie in die Sonnen hinein. Wo andere lange rechnen mußten, verließ sich Luava auf ihr Gefühl, auf ihren Spürsinn. Sie hätte ohne jedes Instrument sagen können, wie heiß die Oberfläche einer Sonne war, wie im Innern die Elemente verteilt waren.

Einmal näherten sie sich einem besonderen Stern. Das Innere stand unter großem Druck. Luava wußte sofort, daß die Explosion dieser Sonne bevorstand - und das, bevor der Rest der Wissenschaftler noch seine Messungen angestellt hatte.

Aber sie sagte nichts von der Gefahr. Nach wie vor galt ihre Entscheidung: Niemand durfte etwas von ihrem Talent wissen. Sie wünschte sich nichts mehr, als einfach nur wie die anderen Menschen zu sein. Doch gleichzeitig wußte sie, daß es unmöglich war.

Drei Tage lang blieben sie im Bereich der explodierenI den Sonne und stellten Beobachtungen an. Alles, was nun kam, war den versammelten Wissenschaftlern in der Theorie vertraut. Die Praxis jedoch ergab für Luava ein ganz anderes Bild.

Nie zuvor hatte sie ein Gefühl dieser Art verspürt, und niemals vorher war Luava ihre Andersartigkeit so sehr zu Bewußtsein gekommen. Die Sonne bereitete ihr körperliche Übelkeit. Sie war froh, als der Kommandant den Aufenthalt für beendet erklärte.

Im Jahr 3450 setzte die HELLA sie im Solsystem ab.
Von dort aus kehrte Luava per Transmitter nach Olymp zurück.

5.

Boscyks Stern: Lodern

Der Personenterminal lag nahe an einem Ausweichraumhafen. Schon nach wenigen Sekunden ortete sie die Schatten großer Schiffe, die in unmittelbarer Nähe standen. Der Rest befand sich weiter entfernt, wohin ihre Ultraschallsignale nicht reichten. Eine Unmenge von Menschen und Extraterrestriern wimmelte herum. Luava fühlte sich verloren inmitten dieser Vielfalt. Von allen Seiten erhielt sie Reflexe. Alle waren in hektischer Bewegung und überforderten ihr Orientierungsvermögen. Nur heraus aus der Menge.

Sie preßte die Lippen zusammen und setzte schwitzend einen Fuß vor den anderen. Am liebsten hätte sie die Ohrringe abgerissen, dann hätte Ding-Dong als Führer gedient.

“Soll ich helfen, Lu?”

“Nein, noch nicht”, murmelte sie. “Ich schaffe es allein.”

Wie weit reichte das Gedränge? Hundert Meter, zweihundert? Luava kämpfte sich tapfer vor, drängte sogar ein wenig die Panik zurück. Andere Menschen bewegten sich täglich in solcher Umgebung, also konnte sie es ebenso.

“Da hinten ist der Ausgang zur Straße”, stellte Ding-Dong fest.

Sie passierten ein Wareterminal linkerhand, in dem kleine Container abgefertigt wurden.

Hier ereignete sich der Zwischenfall. Ein Antigravschlitten fiel aus und senkte sich zu Boden. Dennoch arbeitete der Antrieb nach vorne weiter. Widerliche Laute entstanden, doch der Hauptteil der akustischen Energie lag im Ultraschallbereich.

Von einem Augenblick zum anderen explodierte ihre zweite Stirn. Luava wollte den gepeinigten Körperteil mit den Händen festhalten. Aber es gab nichts, was sie hätte halten können, und Sekunde um Sekunde setzte sich das Kreischen von Metall auf Beton unvermindert fort.

“Ding-Dong...”, stöhnte sie. “Hilf mir.”

Sie war ohne Orientierung. Der Robot riß ihr die Ohrringe ab, dann war nur noch der normale Geräuschbereich übrig. Ihre Übelkeit ließ nach, Luava nahm die Fäuste von den Ohren.

“Führe mich nach draußen”, bat sie.

Der Robot legte einen Tentakelarm an ihre rechte Schulter und dirigierte die Frau mit sanftem Druck. Ein paarmal stieß Luava mit hastigen Passanten zusammen. Aber sie fand ohne Stolpern den Weg nach draußen.

Dort endete das Geräusch.

Sie hatte eine weitere Erfahrung gemacht: Ultraschall bedeutete Gefahr, wenn er nicht von ihren Ohrringen ausging. Je enger sich Menschen und Technik auf engstem Raum zusammendrängten, desto mehr war sie gefährdet.

“Wie geht es dir, Lu?”

“Schlecht”, antwortete sie.

“Das sollte nicht sein.”

“Ich weiß.” Sie horchte aufmerksam in sich. “Es liegt auch nicht mehr an dem

Antigravschlitten von eben."

"Woran denn?"

Sie gab keine Antwort, forderte statt dessen von Ding-Dong die Ohrringe zurück. Ein paar Sekunden vergingen, bis sie wieder ein klares Bild von ihrer Umwelt empfing.

"Rufe einen Taxigleiter", bat sie. "Wir fliegen zum Verde-Forschungszentrum."

Den ganzen Weg lang kämpfte Luava mit der Übelkeit, und erst kurz vor dem Ziel ließen die Anfälle ein wenig nach. Wann hatte es begonnen? Eigentlich schon kurz nach ihrer Ankunft im Terminal... Ja, seit sie sich wieder auf Olymp bewegte.

"Was willst du tun?" fragte Ding-Dong.

Sie lächelte. Die Bio-Komponente befähigte den Robot sogar zur Neugierde.

Im Zentrum wurde sie aufgenommen wie eine alte Bekannte. Acht Personen erkannten sie auf Anhieb wieder, und sie alle staunten über ihre zweite Stirn. Aber Luava hatte zu tun. Deshalb schnitt sie alsbald die Begrüßung ab.

"Ich muß ins Observatorium. Ist das möglich?"

"Sicher, Luava", sagte einer der Männer. "Zwei oder drei Plätze dürften frei sein."

Eine Stunde später hatte sie Gewißheit. Es rumorte im Innern von Boscyks Stern. Sie konnte nicht anders, als die Ereignisse in der Korona mit denen aus dem Jahr 3410 zusammenzubringen. Vor vierzig Jahren hatte der Aufruhr seinen Höhepunkt erreicht - und ARAM I, die Forschungsstation ihrer toten Eltern, war in unmittelbarer Nähe gewesen.

Seitdem war Boscyks Stern zwar für längere Perioden zur Ruhe gekommen. Doch in den letzten acht Jahren hatten die Aktivitäten in beängstigendem Maß zugenommen.

Luava spürte, daß es schlimmer wurde.

Unfug, sagte ein Teil ihrer selbst, sie *konnte* das nicht spüren. Ein anderer Teil jedoch erinnerte sich der vielen Nächte, die sie wachgelegen und nach oben in den Himmel gehorcht hatte.

Dann die Erfahrung von der HELLA - wie sollte sie noch Zweifel hegen?

Luava ließ ein umfangreiches Protokoll der letzten Messungen auf Speicherkristall übertragen, und zwar bezogen auf die letzten vierzig Jahre. Das alles war kein Zufall. Ausgerechnet in Boscyks Stern spielten sich immer wieder gewisse Dinge ab.

Welche Dinge das allerdings waren, das wußte sie nicht. Aber sie wollte es erfahren. Ihre Voraussetzungen waren wesentlich besser als die anderer Wissenschaftler. Sie verfügte über den Draht nach oben, dachte sie sarkastisch.

Luava nahm den Kristall an sich.

Irgendwo in diesem winzigen Datenträger steckte eine Lösung.

Mit dem Gleiter flog die Frau nach Jammar. Unten breitete sich jetzt ein weites Landschaftspanorama aus, doch Luava bekam nichts davon mit. Die Lautsignale ihrer Ohrringe fingen sich in der engen Kanzel des Gleiters.

"Wir nähern uns Jimmini", meldete Ding-Dong nach langer Zeit. "Noch ein paar Minuten bis zur Farm."

"Was siehst du?" wollte Luava wissen.

"Überall wird geerntet. Peudo-Hafer, Borgnir und Shimmering sind überreif. Wassi-Rinder streifen in Herden herum. Der Himmel ist blau, und die Temperatur

dürfte in diesem Teil des Kontinents bei knapp dreißig Grad liegen."

"Siehst du viele Menschen?"

"Nein. Wenige."

"Das ist gut." Luava dachte mit Schaudern an den Transmitterterminal zurück. Im nachhinein hatte das Erlebnis fast traumatischen Charakter. Die Einsamkeit der Shine-Farm war genau das Richtige für sie.

Mit kaum spürbarem Ruck landete der Gleiter. Als sich die Kanzel öffnete, gab ihr das den Blick frei. Einiges hatte sich verändert; Blart hatte zwei Silos hinzugebaut. Nun waren es acht. Die Brücken über den Jimmbach standen noch, ebenso das Glashaus ihrer Eltern. Die Gewächshäuser konnte sie nicht erkennen, weil sie für Ultraschall zu weit entfernt standen.

Von rechts drang das Murmeln fließenden Wassers an ihr Ohr. Wind strich durch das Gebüsch, das sich entlang der Silos ausgebreitet hatte. Und auf dem Dach des Glashauses nistete eine seltene Vogelart aus dem Süden von Olymp - sie erkannte das Nest an der charakteristischen, ovalen Form.

Heimkehr nach zwei Jahren.

Zum erstenmal war sie für längere Zeit von zu Hause fort gewesen.

"Blart!" rief sie. "Ich bin es! Luava! Ich bin wieder da!"

Keine Antwort.

"Blart! Hörst du mich?"

Zögernd öffnete sich die Tür zur Terrasse um einen Spaltbreit, und dahinter ortete sie den Körper des Mannes.

"Blart, erkennst du mich nicht?"

Nun stand die Tür ganz offen. "Doch...", sagte der andere. Seine Stimme klang zittrig, als erwache er soeben aus einem intensiven Alptraum. "Ich erkenne dich. Luava."

Plötzlich schrie er vor Freude, stieß die Tür auf und rannte zu ihr. Luava ließ sich in den Arm nehmen und ausgelassen herumwirbeln. Als der Mann sie endlich wieder auf den Boden stellte, waren für ihre Empfindungen mindestens zehn Minuten vergangen.

"Ich habe nicht geglaubt, daß du jemals zurückkommen würdest", sagte er. "An meinen Gefühlen für dich hat sich nichts geändert. Luava. Du bist wieder da."

Seine Worte holten sie auf den Boden der Tatsachen zurück. Unsicher strich sie ihren Overall glatt und ging ins Haus. Sie richtete alle Aufmerksamkeit auf sein Gesicht. Auf seinen Wangen bemerkte die Frau unscharfe Punkte, als weine er, aber sie war nicht sicher.

"Du mußt mir alles erzählen", sprudelte Blart hervor. "Wie war es im Weltraum? Besser als auf der Farm? Und was waren das für Leute, Luava?"

"Nicht so viele Fragen auf einmal", lachte sie. "Ich wünsche mir zuerst eine heiße Schokolade, dann setzen wir uns auf die Terrasse. Ich erzähle dir alles, okay?"

"O ja! Ich freue mich! Warte! Das mit der Schokolade erledige ich. Im Haushalt ist jetzt einiges anders, du würdest dich nicht zurechtfinden."

Luava setzte sich allein auf die Terrasse und dachte nach. Allein seine Stimme versetzte ihrem Herzen einen Stich - und die überschwengliche Fürsorge gab ihr das Gefühl, sich gemein und roh zu verhalten.

Am Ende saßen sie draußen, bis es kühler wurde. Sie wünschte, sie hätte den

Sonnenuntergang beobachten können. Das mußte das Schönste sein, was es überhaupt zu sehen gab.

Blart berichtete von den Veränderungen auf der Farm, sie dagegen erzählte vom Weltraum. Aber was gab es schon Besonderes zu sagen? Dort draußen war ihr nur eines wirklich bewußt geworden: und zwar ihr besonderes Verhältnis zu den Sternen. Und davon konnte sie niemandem berichten, erst recht nicht dem bodenständigen Blart.

Luava ging schlafen, ohne den Speicherkristall nochmals berührt zu haben.

Etwas weckte sie.

Was? Zunächst begriff Luava im Halbschlaf nicht.

Während der letzten Monate hatte sie nach allen Regeln der Kunst die Daten ausgewertet - ohne jedes Ergebnis. Es gab keine statistischen oder sonstwie erfaßbaren Regelmäßigkeiten im Verhalten von Boscyks Stern.

Dann ein Anfall von Übelkeit, wie sie ihn vorher noch nicht erlebt hatte. Sie kam auf die Beine, schleppte sich zur Toilette und erbrach sich. Hinterher ging es Luava etwas besser. Sie begriff, daß wieder die Sonne schuld war, daß Boscyks Stern in eine neue Phase der Aktivität eintrat.

Ja, etwas *Neues* spielte sich dort oben ab! Das, was seit langer Zeit im Anzug gewesen war, schien nun endgültig stattzufinden. Was es war? Sie hatte nicht die geringste Ahnung, spürte jedoch den Aufruhr in der Korona.

Erneut ein starker Schub von Aktivität.

Diesmal unterdrückte sie den Brechreiz und versuchte statt dessen, aufmerksam in sich zu horchen.

“Was ist los, Lu?” fragte Ding-Dong.

Sie antwortete nicht.

Sie spürte, wie sich die Sonne veränderte. Es war fast eine Art Mutation, wenn sie den eigenen Empfindungen trauen durfte. Und mit einmal wußte sie, daß der Prozeß nicht mehr stoppen würde. Diesmal war es kein Spiel, kein Zufall.

Diesmal stand etwas bevor.

Etwas, womit sie allein nicht fertig werden konnte.

“Komm mit, Ding-Dong.”

Sie öffnete die Tür und suchte das nördliche Labor auf, das Blart unverändert belassen hatte. In der Ecke stand noch immer der Bildschirm mit Telekomverbindung.

Luava wählte eine Nummer. Natürlich erkannte sie kein Gesicht auf dem Schirm, aber sie hörte die Stimme.

“Vermittlung Hyperfunkstation, Trade City-Ost.”

“Mein Name ist Luava Shine. Ich benötige eine Interstellar-Verbindung. Unbegrenzte Reichweite, über galaktisches Satellennetz.”

“Dir ist klar, daß dich das sehr viel Geld kostet?”

“Das ist mir egal. Bitte gib mir eine Leitung frei.”

“In Ordnung.”

Sekunden später ertönte ein schriller Signalpfiff. Jetzt konnte sie ihren Verbindungskode eintasten.

“Ding-Dong”, sagte sie, “komm her. Ich brauche eine Verbindung zu Ras Tschubai und Fellmer Lloyd. Irgendwo in deinem Speicher steckt der Kode.”

Sie hatte keine Wahl, als einfach abzuwarten. *Vielleicht existiert jetzt noch eine Fluchtchance*, dachte sie. *Noch wissen es nicht alle*. Aber sie hatte ihre Entscheidung getroffen.

Sie betrat das Schlafzimmer des Mannes und rüttelte an seiner Schulter. "Aufwachen", sagte sie. "Mach schon!"

"Was willst du?" fragte er schlaftrunken.

"Ich will, daß du mir sofort einen Gefallen tust. Du wirst per Transmitter von Olymp verschwinden."

Mit einemmal war er hellwach und setzte sich im Bett auf. "Ich soll was? Hast du schlecht geträumt, Luava?"

"Nein. Ich habe keine Zeit für lange Erklärungen. Aber ich habe Grund zur Annahme, daß Olymp eine große *Katastrophe* bevorsteht. Deswegen will ich, daß du von hier verschwindest."

Sie spürte förmlich, wie Blart nachdachte.

Er stand auf, zog sich einen Overall über und ging in die Naßzelle.

"Dafür ist keine Zeit!" drängte sie. "Du mußt *sofort* verschwinden! Bald sind alle Transmitterverbindungen überlastet!"

Blart streckte seinen Kopf zur Tür heraus. Die diffusen Gebilde auf seiner Haut waren Wassertropfen - außerdem bekam Luava feuchten Nebel ins Gesicht gespritzt.

"Kommst du mit mir?" fragte er mißtrauisch.

"Nein... Das geht nicht."

"Dann bleibe ich auch, Luava. Aber ich will wissen, was da gespielt wird. Aus deinen Reden wird man nicht schlau. Warte, wir schalten gleich den Videokanal ein. Sie müssen Nachrichten bringen."

Wenige Minuten später saß sie neben ihm. Blart schaltete ungeduldig die verschiedenen Programme durch. Zwar sah Luava keine Bilder — natürlich nicht —, doch sie hörte genau die Worte.

"... außergewöhnliche Protuberanzentätigkeit in der Korona von Boscyks Stern. Experten warnen vor Auswirkungen in den nächsten Tagen, die..."

"Halt!" rief sie. "Das ist es!"

Eine Weile hörten sie schwiegend zu. Luava spürte am eigenen Geist, was im Innern der Sonne vorging. Immer wieder kämpfte sie gegen Übelkeit. Und immer wieder setzten sich in ihrem Kopf Bilder einer unglaublichen Katastrophe zusammen.

In den Nachrichten jedoch hörte man kein besorgtes Wort. Noch wurde der Vorgang in den Bereich der Wissenschaft abgeschoben. Allenfalls eine Randmeldung für Neugierige sprang heraus.

"Und davor hast du Angst?" meinte Blart. "Ich gehe wieder schlafen."

"Du verstehst nicht", meinte sie tonlos. "Du verstehst mich einfach nicht, Blart. Wie solltest du auch."

"Komm, du brauchst deinen Schlaf genausogut wie ich."

"Nein. Ich bleibe hier. Ich erwarte Besuch."

"Um diese Zeit?" staunte der Mann. "Wer sollte dich besuchen kommen?"

"Zwei von Rhodans Mutanten."

Sie konnte orten, wie Blart den Kopf schüttelte. "Jetzt bist du vollständig

durchgedreht, Luava. Wir reden morgen." Er wandte sich ab und verließ den Raum. Luava dagegen blieb sitzen, wo sie war. Zwei, drei Stunden vergingen. Der Nachrichtenkanal brachte zwischendurch Meldungen völlig anderer Natur - doch immer öfter auch die Meldungen, die sie erwartet hatte. Die Oberflächentemperatur von Boscyks Stern war rasant im Steigen begriffen. Man hatte den Eindruck, der Stern blähe sich auf.

Um diese Zeit wußte niemand außer ihr und ein paar Wissenschaftlern Bescheid. Zwei Stunden später kam sie auf die Idee, per Funk eine Checkliste der Raumschiffstarts anzufordern. Ding-Dong behauptete, die Anzahl der Starts überwiege die der Landungen bei weitem. In diesem Augenblick stand auf Olymp nur noch die Hälfte der üblichen Schiffszahl.

Probeweise versuchte sie, eine Transmitterpassage ins nächste System zu buchen. Man nannte ihr Wartezeiten von fünf Stunden, mit steigender Tendenz. Die Anzahl der klugen Leute stieg. Die Entwicklung konnte nur im Chaos enden.

Wo blieben Ras und Fellmer? Damals hatten sie gesagt, für Luava seien sie jederzeit erreichbar; sie würden jederzeit nach Olymp kommen und zur Verfügung stehen. Nur Lippenbekenntnisse? Von Leuten aus Rhodans Umgebung erwartete sie mehr als das. Und ihre Botschaft war eindeutig gewesen.

Kommt nach Olymp, so rasch ihr könnt. Nehmt Transmitter, keine Raumschiffe. Meine Mutantengabe ist erwacht. Ich sehe eine große Gefahr entstehen.

Hoffentlich wurde sie ernst genommen, auch nach so vielen Jahren ohne Kontakt. Luava schließt drei Stunden im Sitzen ein. Der Videokanal lief weiter und verbreitete Meldungen. Als sie erwachte, fühlte sie sich wie gerädert. Hätte sie etwas im Magen gehabt, sie hätte sich erst einmal übergeben müssen. Ihr Geist war den Vorgängen im Innern der Sonne völlig schutzlos ausgeliefert. Boscyks Stern wurde zur Nova. Nach allem, was sie wußte, stand die Katastrophe in nächster Zukunft bevor.

Doch sie hatte keine Angst.

Zwölf Stunden noch... Vielleicht.

Eine Nachrichtensprecherin verkündete Zustandsberichte von der roten, lodernden Sonne. Sie erinnerte an die Mission ARAM I; an eine ähnliche Entwicklung vor vierzig Jahren. Damals hatte sich Boscyks Stern ebenfalls aufgebläht, und nichts war geschehen.

Dasselbe erhoffte man sich heute.

Dazwischen berichtete der Sender von chaotischen Zuständen in Trade City. Die Transmittersender standen kurz vor dem Zusammenbruch. Es kam zu ersten Enterversuchen auf dem Raumhafen. Eine aufgebrachte Menge von über hunderttausend Personen forderte Passagen in die umliegenden Systeme.

"Ding-Dong! Du hängst dich an unsere Funkgeräte. Versuche, etwas über die Schiffsbewegungen auf und um Olymp herauszufinden."

"In Ordnung, Lu."

Draußen graute um diese Zeit der Morgen. Luava sah nichts davon — aber sie wußte, daß sich soeben eine ungewöhnlich helle, lodernde Sonnenscheibe über den Horizont schob. In den Städten tobte jetzt das Chaos. Aber das alles war nichts gegen den Augenblick, wenn *alle* die Lage begriffen hatten.

Dann war der sicherste Platz hier, auf der Farm. Bis die Sonne explodierte.

Luava würgte vor plötzlicher Furcht Magensäure hoch.

Und erstmals versuchte sie, den Empfindungen in ihr bewußt Raum zu lassen. Sie durfte sich nicht länger abschotten, sondern mußte sich im Gegenteil öffnen. Was hatte sie Lloyd und Tschubai gesagt? *Meine Mutantengabe ist erwacht.*

Sie war überzeugt davon, daß sie die Wahrheit gesagt hatte. Eine Mutantengabe war jedoch nutzlos, wenn sie unterdrückt wurde. Aber welche Perspektive hatte sie noch? Welcher Teufel hatte sie geritten, nicht sofort von hier zu verschwinden?

Jetzt saß nicht nur sie im Hexenkessel Olymp fest, sondern auch Blart und bald die beiden Männer von Terra.

Luava spürte auf die weite Entfernung zwischen Olymp und Boscyks Stern, daß der Prozeß der Explosion angeheizt wurde. Angeheizt, welch ein Wort - aber es traf genau das, was sie fühlte.

Von einer Sekunde zur anderen kam sie mit sich selbst auf den Punkt. Irgend jemand war für diese Entwicklung verantwortlich. Es war kein Zufall. Jemand oder etwas saß dort oben in der Sonne und versuchte, sie zur Explosion zu bringen. Und nach allem, was sie spürte, stand der Erfolg kurz bevor.

“Du hast nicht geschlafen, was?”

Erst jetzt bemerkte sie, daß Blart in der Tür stand. Der Mann trug einen Bademantel und gähnte laut. In der Hand hielt er einen Borgnir-Stengel aus dem eigenen Anbau. Seine Zähne zerkleinerten die Körner.

“Was ist los, Luava?”

“Immer noch dasselbe wie heute nacht.”

Sie deutete mit ausdruckslosem Gesicht auf den Monitor. Blart hockte sich davor und hörte zu. Soeben wurden erste Todesmeldungen durchgegeben. Auf den Raumhäfen herrschte Panik. Menschen erdrückten sich gegenseitig. In kurzen Abständen landeten Schiffe und nahmen wenige Glückliche auf, bevor sie wieder starten mußten.

“Beim Schutzpatron der Freifahrer...”, hauchte Blart.

“Du hattest recht, Luava! Und ich habe dir nicht geglaubt. Wirst du mir jemals verzeihen? Wir müssen weg von hier!”

“Aussichtslos”, sagte sie. “Wir können nur warten, bis mein Besuch eintrifft. Das ist die einzige Hoffnung.”

“Deine Mutanten”, versetzte der Mann mit zitternder Stimme. “Du erwartest doch nicht, daß ich das ernst nehme! Nein! Wir müssen hier verschwinden, solange noch eine Chance besteht!”

Meldungen vom Zustand der Sonne lösten die Berichte vom Raumhafen ab. Aber noch immer hatten die Verantwortlichen die wahre Gefahr nicht erkannt. Noch wurden Evakuierungspläne diskutiert - ohne zu wissen, daß es für eine solche Maßnahme längst zu spät war.

Luava entzog sich der Diskussion mit Blart. Mit zitternden Fingern verschwand die Frau in ihrem Zimmer. Dort hatte sie Ruhe. Sie versuchte, sich noch mehr als bisher mit den Geschehnissen in der Sonne auseinanderzusetzen.

Je länger sie den fremdartigen Strömen nachspürte, desto geringer wurde ihre Qual. Luava verlor minutenweise den Kontakt zur Realität. Sie ließ sich im Innern von Boscyks Stern mit den Gasexplosionen treiben, tauchte kurz in den Kern ein, wurde dann wieder zur Korona emporgespült.

Doch irgendwann holte etwas sie in die Realität zurück. Vor ihrem Bett standen Ras

Tschubai und Fellmer Lloyd. Wahrscheinlich hatte sie die beiden unbewußt kommen hören.

“Du hast uns gerufen”, stellte Fellmer mit ernster Stimme fest. “Da sind wir, Luava.”

“Endlich.” Sie sprang auf und schüttelte den beiden hastig die Hände. “Hoffentlich nicht zu spät.”

“Habe ich das richtig verstanden?” fragte Fellmer Lloyd. “Du behauptest also, deine Mutantengabe jetzt erkannt zu haben. Du bist fest davon überzeugt, daß du die Vorgänge im Innern von Boscyks Stern spüren kannst?”

“Richtig”, bestätigte sie. “So ist es. Und der Rest stimmt auch. Ich bin sicher, daß die bevorstehende Nova künstlich angeheizt wird.”

“Theoretisch”, meinte Tschubai, “läßt sich das Ganze also wieder rückgängig machen, nicht wahr?”

Sie zuckte hilflos mit den Schultern. “Um ehrlich zu sein: Ich kann mir keinen Weg vorstellen. Menschen sind mit Sicherheit nicht imstande, einen Stern einfach anzuheizen. Dazu würde es viele Schiffe brauchen. Aber hier ist nichts festzustellen. Nicht einmal ARAM I hat das geschafft.”

“ARAM I?”

“Ja. Ihr wißt das nicht? So hieß die Forschungsstation, die vor vierzig Jahren einmal ähnliche Vorgänge untersucht hat. Natürlich ohne Erfolg, sonst müßtet ihr beiden jetzt nicht bei mir sein.”

Sie konnte förmlich hören, wie sich Fellmer Lloyd einen Ruck gab. “Hier erreichen wir nichts”, stellte der Telepath fest. “Wir müssen nach Trade City. Von dort aus nehmen wir ein Raumschiff.”

“Es gibt keine mehr”, warf Luava automatisch ein.

“Für uns schon. Dafür sorgen wir.”

Luava öffnete die Tür und suchte Blart. Der Mann saß noch immer vor dem Monitor und hörte sich neueste Nachrichten an. Als er sie und die beiden Männer kommen sah, schreckte er hoch.

“Wer ist das?”

“Mein Besuch, Blart. Ich werde jetzt verschwinden, okay? Du mußt mir eines versprechen: Warte hier auf der Farm. Versuche nicht zu fliehen. Das wäre dein Tod.”

“Wenn ich hier weiter herumsitze, auch.”

“Nein”, kam Fellmer ihr zu Hilfe. “Wir unternehmen etwas.”

Ras Tschubai faßte nach ihrer Hand, mit der anderen berührte er den Telepathen Lloyd.

“Was kommt nun?” fragte Luava.

Ein ziehender Schmerz stach durch ihren Körper. Und das letzte Wort sprach sie schon nicht mehr auf der Farm, sondern in völlig neuer Umgebung.

Sie begriff, daß sie die erste Teleportation ihres Lebens hinter sich hatte. Ringsum erkannte sie aus den Reflexionen ihrer Ultraschallsignale kleine Schiffe. Es handelte sich um einen winzigen, wahrscheinlich abseits gelegenen Raumhafen.

“Wo ist Ding-Dong?” fragte sie mit Schrecken.

“Dein Roboter? Auf der Farm natürlich.”

“Ich brauche ihn, Ras. Kannst du ihn holen?”

“Warte einen Augenblick.”

Der Teleporter verschwand einen Augenblick lang, dann tauchte er mit dem Roboter wieder auf. Ding-Dong begab sich sofort an ihre Seite.

“Danke, Ras. Aber wo sind wir hier?”

“Ein geheimer Standort namens Blue-Zero”, erklärte der Terramutant. “Hier stehen für Regierungsgeschäfte und Sonderaufgaben jederzeit kleine Schiffe bereit. Erkennst du die Berge ringsum? Hierher kommt niemand, der nicht genau Bescheid weiß.”

“Nein, ich erkenne keine Berge”, gab sie zurück. “Woher wißt ihr überhaupt, daß ich so etwas wie sehen kann?”

“Wir haben Verbindungen”, antwortete Fellmer Lloyd geheimnisvoll.

Luava mußte ein paar Sekunden nachdenken, bis sie begriffen hatte. “Ganymed Hellerwiss”, sagte sie dann.

Fellmer lächelte. “Treffer, Luava. Hellerwiss ist unser Mann. Er gehört zur selben Organisation, die auch unser Schiff zur Verfügung stellt. Die Solare Abwehr nämlich.”

Und Ras ergänzte: “Wir haben dafür gesorgt, daß dein Fall als wichtig eingestuft wurde. Du siehst, Geheimdienste können unter Umständen auch Vorteile bringen.”

“Ja... Auch wenn ich nicht verstehe, was die Abwehr auf Olymp zu suchen hat. Egal; Hauptsache, ein Schiff steht bereit. Wir müssen uns nämlich beeilen.”

Die beiden Mutanten führten sie zu einer verhältnismäßig großen Space-Jet, die am Rand des Landefelds bereitstand. Das Schiff durchmaß fünfundvierzig Meter und war zwanzig Meter hoch. Durch den mittleren Antigravschacht ließen sich die drei in die transparente Kanzel ziehen. Auf dem Weg nach oben erkannte sie gedrungene Maschinenblöcke.

Dieses Schiff war der HELLA um ein Mehrfaches überlegen. Das jedenfalls schloß Luava aus dem ersten Anschein - hier befand sich selbst die Klimaanlage auf dem neuesten Stand der Technik.

Fellmer und Ras brauchten zwei Minuten für die Startvorbereitungen. Beiden merkte man ungeheuer viel Erfahrung an. Sie fanden sich sofort zurecht. Und irgendwie freundete sich Luava auch mit dem Gedanken an, Unsterbliche vor sich zu haben; keiner von beiden zeigte angesichts der Situation die geringste Nervosität.

Sie selbst mußte auf jedes Wort achten, doch Ras und Fellmer steuerten mit absoluter Selbstverständlichkeit ein ihnen fremdes Schiff.

“Start!”

Das Summen im Schiff übertönte jetzt Ding-Dongs Eigengeräusche. Kraftwerke sprangen zu voller Leistung an, die Jet bebte wie ein einziges Kraftpaket.

“Was siehst du auf den Schirmen, Ding-Dong?”

“Das Schiff steigt in die Höhe”, berichtete der Roboter leise. “Tausend Meter jetzt, die Berge bleiben zurück. In Sichtweite der Fernoptiken erstreckt sich ein größerer Raumhaufen. Ich sehe dreißig gelandete Schiffe, vierzehn starten gerade, zwölf befinden sich im Anflug.”

“Und was geschieht da unten?”

“Mehr als eine Million Menschen drängen sich im Umkreis. Sie alle wollen zu den Schiffen vorstoßen.”

“Und die Temperatur? Steigt die Durchschnittstemperatur auf Olymp bereits?”

“Nein”, erklärte Ding-Dong. “Die Werte entsprechen dem Jahresmittel.”

“Das wird auch erst später der Fall sein”, meinte Fellmer Lloyd. “Wenn schon alles gelaufen ist.”

Ungefähr jetzt mußten sie den freien Weltraum erreicht haben. Die Jet unternahm eine kurze Linearetappe von fünf Minuten Dauer, dann fielen sie in unmittelbarer Nähe der Sonne in den Normalraum zurück.

Natürlich sah sie auf den Schirmen nichts davon.

Aber allein das Gefühl der Nähe brach wie eine Woge über Luava herein. Was sie vom Kontinent Jammar aus wahrgenommen hatte, war nur ein Bruchteil; während sich aus der Nähe eine neue Welt auftat.

“Was sollen wir tun, Luava?”

Sie hörte Fellmers Stimme, hatte jedoch Mühe, sich auf den Gehalt der Worte zu konzentrieren.

“Tun?” wiederholte sie.

“Ja!” Die Stimme des Telepathen klang nun ungeduldig. “Letzten Endes sind wir nur deshalb hier, weil du sagtest, deine Mutantengabe sei erwacht. Du hast gesagt, du könntest die Vorgänge in Boscyks Stern fühlen. *Du* mußt wissen, was zu tun ist. Nicht wir. Wir zwei helfen dir nur.”

Erneut brauchte sie lange Momente, bis sie den Sinngehalt der Worte erfaßt hatte. Boscyks Stern war ein solches Wunder... Niemals zuvor hatte sie etwas wahrgenommen, was dem hier gleichkam.

“Was ist nun?”

“Laßt mich in Ruhe”, sagte sie barsch. Zu einer freundlichen Reaktion war sie im Moment nicht fähig. Vergangenheit und Gegenwart, alles lief durcheinander in ihr.

Schon die zweite Stirn hatte kaum faßbare Erweiterung des sinnlichen Horizonts gebracht. Den Aufenthalt in der Nähe von Boscyks Stern stufte sie mindestens genauso ein. Luava hatte zwar mit der HELLA viele Sonnen gesehen; doch zum erstenmal war sie weniger als zehntausend Kilometer vom unmittelbaren Koronabereich entfernt.

Und die Jet fiel stetig auf die Sonne zu.

Eine Protuberanz schoß mit Urgewalt vom Schwerkraftzentrum fort - und erfaßte den Paratronschirm der Jet. Nichts geschah, sie verspürte nicht einmal ein Rütteln.

Überhaupt, der Schirm fiel ihr jetzt erst ein. Wie war es möglich, daß ihre Sinne eine 5-D-Barriere durchdrangen? Verwirrt kehrte Luava in die Realität der Steuerkanzel zurück. Fellmer und Ras konnten ihr nicht helfen. Letzten Endes erklärte sie die Tatsache damit, daß bestimmte Anteile des Psi-Spektrums auch einen Paratronschirm durchdrangen.

Oder ihre Sinne reichten bis in den Sextadimbereich ...

Haltlose Spekulationen, schalt sich Luava selbst. Nur eines zählt jetzt, nämlich die Ursache der Störung ausfindig zu machen.

“Wir müssen in die Korona eintauchen”, sagte sie. “Ist das möglich, Fellmer?”

“Sicher. Zur Not gehen wir sogar noch weiter.”

“Richtet euch nach meinen Kursanweisungen, okay?”

“In Ordnung.”

Erneut vertiefte sich Luava in die Bewegungen und Ströme von Boscyks Stern. Was von der Farm aus so einfach und durchschaubar erschienen war, fügte sich hier zu einem komplexen Muster ohne erkennbaren Sinn.

Ringsum herrschten viele tausend Grad Hitze. Die Oberflächentemperatur von Boscyks Stern war zwar gering - doch darunter erwartete die Jet ein Mahlstrom aus

Energie.

“Tiefer”, flüsterte sie. “Wir bleiben auf Kurs.”

Das Muster erschien ihr wie ein Strudel im Wasser geordnet; alles war im Fluß, doch von einer Stelle gingen Kräfte aus, die den Rest beeinflußten. Das war es. Sie sah die Stelle so deutlich vor sich, wie sie es sich nur denken konnte.

“Korrektur: Senkrecht plus zwanzig Grad, waagerecht minus fünf.”

Jetzt bewegte sich die Jet vom heißen Kern der Sonne weg, knapp unterhalb der Koronazone auf den Störungsherd zu. Der direkte Weg brachte nichts, er hätte nur den Schirm des kleinen Raumschiffs überstrapaziert. Eine halbe Stunde dauerte der Flug auf diese Weise. Dann näherten sie sich dem Ziel.

“Nur noch ein paar tausend Kilometer”, sagte sie. “Langsam jetzt! Neunzig Grad waagerecht. Senkrecht unverändert.”

Fellmer als Pilot reagierte. Sie spürte am relativen Stillstand der Sonne, daß ihr Raumschiff nur noch geringe Fahrt machte. Gerade noch merklich begann unter ihr der Sessel zu vibrieren. Und die Aggregate meldeten sich mit beängstigender Lautstärke.

Bald meinte der Telepath: “Wir halten nicht mehr lange durch, Luava. Wenn du etwas gefunden hast, mußt du dich beeilen.”

Das klang nicht ermutigend.

“Wir müssen weiter, Fellmer. Sonst war alles umsonst.”

Kunststück, dachte sie; sie selbst saß ja nicht vor den Kontrollen der Jet und mußte sehen, wie eine Anzeige nach der anderen in den roten Bereich wanderte.

“Noch langsamer”, kommandierte Luava. “Korrektur: zehn Grad senkrecht.”

Irgendwo im Schiff ereignete sich eine dumpfe Explosion.

“Reservewandler angesprungen”, meldete Ras Tschubai.

Seine Stimme drang von weit her an Luavas Ohren. Indessen konzentrierte sich die Frau auf die Energien ringsum. Turbulenzen ballten sich gerade in dieser Zone; und vor der Jet türmte sich wie ein Schutzwall ein Strom aus glühenden Gasen auf.

“Wir können nicht weiter”, sagte Fellmer Lloyd gepreßt. “Auslastung dreihundertfünfzig Prozent. Zwei Minuten bis zum Zusammenbruch!”

“Wir müssen!” flüsterte sie. “Wir schaffen es! Fellmer, Ras! Noch ein paar hundert Kilometer! Ein Katzensprung ...”

Ihr wurde schlecht vor Konzentration. Nun gab sie in rascher Folge feine Korrekturbefehle durch - und ließ die Jet damit den Weg des geringsten Widerstands fliegen.

Die Aggregate drehten durch. Jaulende Geräusche betäubten fast ihr Gehör. Die zweite Stirn war vollständig geblendet. Doch in diesen Momenten kam es nicht auf Sicht oder Gehör an. Ihr Spürsinn entschied ganz allein über Erfolg oder Tod. Sie drei standen direkt in der Schußlinie - und dazu die Millionen Menschen und Extraterrestrier von Olymp.

“Luava”, flehte Ras.

“Komm schon”, setzte Fellmer Lloyd hinzu.

Sie biß die Zähne auf die Unterlippe, bis sie zu bluten (anfang). “Gleich, gleich! Hinter dem nächsten Strom!”

“Zehn, neun, acht ...”, hörte sie durch den Lärm.

Wahrscheinlich der Schiffscomputer. Egal. Luava gab keine letzte Kursanweisung,

dann waren sie durch. Vor ihnen lag die Quelle der Störungen. Sie spürte einen festen Körper, den Ausgangspunkt steuernder Signale auf hochfrequenter 5-D-Basis. Das Jaulen ließ nach. Sie hatten die Ruhezone heil erreicht.

“Was seht ihr? Sagt schon!”

Die Mutanten schwiegen verblüfft einen Moment lang. “Eine Station”, sagte Fellmer endlich. “Sie steht still in der Sonne. Ein starker Schutzschild, das läßt sich messen. Aber ich hoffe, daß sie keine starken Waffen haben.”

“Das brauchen sie nicht”, meinte sie. “Wenn die da drüben wollen, lenken sie einfach die Sonne auf uns.”

6.

Hakilh: Der Tanz der Kvinses

Sie hatte jetzt eine ungefähre Vorstellung von dem, was 1 damals geschehen sein mußte. Als sich ARAM I in der! Korona von Boscyks Stern aufgehalten hatte, war die Station schon lange aktiv gewesen. Es hatte bereits erste Versuche gegeben, die Sonne in eine Nova zu verwandeln.

Sehr viel Psi-Strahlung war dabei freigeworden.

Und eine starke Dosis hatte den Embryo getroffen — nämlich Luava. Daher rührte heute ihre Empfänglichkeit! für die Vorgänge innerhalb der Sonne. Eine genetische Prägung besonderer Art war schuld. Sie war eine Laune der Natur, ein fast unmögliches Wechselspiel zwischen künstlicher Ursache und natürlicher Wirkung. Die Station!

Sie wünschte, sie hätte auf den Schirmen das Abbild erkennen können. War die Vorstellung, die ihr Spürsinn vermittelte, wirklich korrekt? Und aus welchem Material mochte die Station bestehen, wenn sie mit ihren sonderbaren Mutantensinnen glaubte, etwas erkennen zu können?!

“Beschreibe, was du siehst, Ding-Dong!” “Ich sehe drei Arme von hundert Metern Länge, die einander kreuzen. Die Endpunkte sind mit einem silbrigen Gespinst untereinander verbunden. Alle Wände sind durchsichtig. Außerdem erfassen die Optiken kleine Energiefünkchen, die durch die Räume der Station huschen.”

Ja, das war es, dachte sie. Luava hatte exakt dasselbe Bild gewonnen. Und ihre Wahrnehmung reichte sogar noch weiter; sie erkannte in den Armen Hohlräume, Engstellen, Knotenpunkte. Und die Energiefunken...

Lebendige Wesen von gänzlich anderer Struktur als Menschen oder artverwandte Intelligenzen.

“Sie... sie sind uns freundlich gesinnt”, brachte Luava in ungläubiger Überraschung hervor. “Sie werden uns den Schutzschild öffnen.” “Wovon redest du?” fragte Ras Tschubai. “Warte ab”, gab sie flüsternd zurück. Ihre ganze Aufmerksamkeit hing an der Station der Fremden. Welch ein Wunder, welche Mixtur aus völliger Fremdartigkeit und Vertrautheit.

“Sie hat recht”, stellte Fellmer Lloyd plötzlich fest. “Siehst du, Ras? Da ist eine Schwachstelle im Schirm.” “Fliegt rasch hindurch!” forderte Luava. “Sie laden uns ein. Sie wollen mit uns reden.”

“Nein”, entschied Fellmer Lloyd. “Hast du vergessen, weshalb wir hier sind? Unten auf Olymp sterben Menschen. Es werden Millionen Opfer, wenn wir nichts dagegen tun.”

"Aber was willst du tun, wenn nicht reden?" fragte sie verzweifelt.

"Wir müssen schießen." Die Stimme des Mutanten klang dumpf und gepreßt.

"Vielleicht haben wir nur die eine Chance."

"Und was", hielt sie hastig dagegen, "wenn man die Fremden mit unseren Mitteln nicht töten kann? Immerhin leben sie seit mindestens vierzig Jahren hier in der Sonne! Dann ist jeder Weg verbaut."

"Sie hat recht, Fellmer", mischte sich Ras Tschubai ein.

"Ich hoffe es sehr... Gut, Luava, wir werden reden. Aber wie?"

"Ich weiß es auch nicht. Nehmen wir einen Translator, gekoppelt mit einem Normal- und einem Hyperfunkgerät. Kommunikation auf elektromagnetischer Basis."

"Hm", machte der Telepath. "Ich denke, ein solches Gerät dürfte an Bord sein. Immerhin ist das hier eine Space-Jet der Solaren Abwehr."

Er verschwand minutenlang und rumorte in einer Kammer, die an die Zentrale angrenzte. Indessen steuerte Ras die Space-Jet durch die Lücke im Schirm.

Luava ließ sich in ihrer Konzentration nicht stören. Immer transparenter erschienen ihr die Vorgänge, die in der Station gesteuert wurden. Sie *verstand*, welches Mittel welche Reaktion in der Sonne hervorrief. Und verstand, worauf die Aktion der Fremden zielte. Offenbar herrschte in der Station ungeheuerer Energiebedarf. Sie spürte die unglaublich leistungsfähigen Felder, die einer großen Teil der Sonne umschlossen.

Eine Nova - aber zu welchem Zweck? Selbstmordunternehmen oder Akt der Aggression? Wobei sie sich letzteres beim besten Willen nicht vorzustellen vermochte!

"Ich habe es", sagte Lloyd.

"Auf den Schirmen", meldete Ras Tschubai da. "Eir paar dieser Funken kommen aus dem Schiff!"

"Ja, sie erwarten mich", flüsterte Luava. "Sie wissen daß ich hier bin, und sie wollen mit mir reden."

"Mit dir? Oder mit uns?"

"Nein, ganz allein mit mir, Fellmer. Gebt mir den Translator und einen Schutzanzug. Ich gehe hinaus."

Nur Ding-Dong war bei ihr. Der Roboter saß fest verankert auf ihrer Schulter. Luava spürte mit den Fingerspitzen die Bedienungselemente des Anzugs, außerdem war der Tanslator mit ihrem Helmfunkgerät verbunden.

Ohne besondere Richtung ließ sich Luava einfach treiben.

Dabei sprach sie unablässig in das Mikrophon; während gleichzeitig der Translator versuchte, die fremden Schwingungsaußerungen der Fremden zu übersetzen.

Das erste Wort, das sie hörte, klang wie "Kvinses".

Da war es wieder.

"Kvinses."

"Ja, ich verstehe euch!" rief sie. Jeder rasche Fortschritt war enorm wertvoll, weil Fellmer Lloyds Geduld nicht ewig reichte. "Mehr reden, kommt schon!"

Ihre eigenen Worte wurden in Schwingungen umgesetzt und nach außen abgestrahlt. Dabei spürte sie die energetische Beschaffenheit der Fremden; daß es sich um eine weitgehend immaterielle, aber nicht vergeistigte Wesensform handelte.

"Wir sind... Kvinses."

Luava jubelte laut. "Ich verstehe euch, ja, ich verstehe! Mein Name ist Luava, und ich muß euch vor einer schrecklichen Katastrophe warnen..."

Zunächst nutzten ihre Worte gar nichts, weil für echte Kommunikation noch kein ausreichendes Vokabular zur Verfügung stand. Aber bereits zwanzig Minuten später gelang mehr als nur einfache Sätze. Die Sprache der Kvinses war nach mathematischen Prinzipien aufgebaut, war also leicht durchschaubar.

"Warum heizt ihr diese Sonne auf?" fragte Luava.

"Das müssen wir", lautete die Antwort. Sie kam von allen Funken zugleich.

Als sei damit alles gesagt — den Denkunterschied zwischen zwei völlig verschiedenen Kulturen glich der Translator natürlich nicht aus.

"Ihr dürft diese Sonne nicht weiter aufheizen", sagte Luava. "Damit schadet ihr uns!" Jedes Wort fiel ihr schwer, weil sie nie wußte, ob sie ihre Absicht in die richtigen Begriffe kleidete. Um die Frau herum schwebten im Raum die Energiepotentiale. Sie spürte jedes einzelne mit seiner Lebendigkeit. Zwölf waren es, zwölf aus dieser wunderbar fremdartigen Rasse.

"Schaden? Wem? Die Kvinses sind allein!" hieß es plötzlich mit entwaffnender Aufrichtigkeit.

"Das seid ihr nicht. Wer bin dann ich? Und wer sind die beiden Freunde, die in meinem Raumfahrzeug warten?"

Eine Weile herrschte Schweigen. Die Kvinses schwirrten nervös umeinander, als habe ihre Frage sie aus dem Konzept gebracht.

"Aber wir haben den gesamten... Hakilh ...abgesucht. Die Kvinses sind allein!"

Hakilh. Sie begriff, daß das Wort für Boscyks Stern stand. Und sie begriff weiterhin, daß es für sie und die Menschen auf Olymp nur eine Chance gab: Luava mußte versuchen, sich in die Kvinses hineinzuversetzen, sie aus ihren Handlungen und Lebensumständen heraus zu begreifen.

Erstens: Die Kvinses waren keine körperlichen Wesen in ihrem Sinn. Sie bestanden aus Energie. Vielleicht war die Sonne sogar ihr Lebensraum. Das würde erklären, weshalb man schon vor vierzig Jahren die ersten Lebenszeichen von ihnen wahrgenommen, jedoch nicht begriffen hatte.

Aber wer vernichtete seinen eigenen Lebensraum?

Geistesgestörte? Verzweifelte?

Luava entschied, genau hier mit neuen Fragen anzusetzen. "Wenn ihr so weitermacht", sagte sie, "hat Hakilhnur noch eine kurze Lebensdauer vor sich. Was ist euer Ziel?"

"Wir werden Hakilh verlassen, Fremde. Dies ist nicht unsere Heimat. Unser Ziel ist Mohahh."

Ein neuer Ausdruck, den sie sich merken mußte. "Und um Mohahh zu erreichen, müßt ihr Hakilh zerstören?"

"Ja."

Das Unwirkliche der Situation brach wie eine heftige Woge über sie herein. Hier schwebte sie, im Innern von Boscyks Stern, und verhandelte mit fremden Energiewesen über die Zukunft von Millionen Menschen. Und ihr Geist nahm wie ein Ortungsgerät all die Ströme von Energie wahr, die ringsum die Sonne erfüllten.

"Ist es unbedingt notwendig, Mohahh zu erreichen?"

"Ja. Willst du uns daran hindern? Bist du ein Feind?"

Luava spürte, daß die Energiefunken nun mit größerem, respektvollem Abstand tanzten.

“Nein, ich bin kein Feind. Aber ich will euch etwas über die Welt außerhalb von Hakilh erzählen. Seid ihr jemals außerhalb von Hakilh gewesen?”

“Nein. Dort ist kein Leben möglich.”

“Ihr täuscht euch. Meine Anwesenheit ist der beste Beweis. Ihr habt sicher schon von andersartigen Lebensformen gehört, die sich im freien Raum aufhalten. Und auf den festen Trabanten einer Sonne.”

“Ja”, kam widerstrebend die Antwort.

Jetzt hatte sie die Kvinses da, wo sie sie haben wollte. Luava überlegte sich ihre nächsten Worte sorgfältig. Zu viele Leben hingen davon ab. “Hakilh besitzt zwei Trabanten. Wußtet ihr das?”

“Wir... wir wollen es nicht wissen. Wir wollen nach Mohahh.”

“Aber es ist so”, fuhr Luava unerbittlich fort. “Der erste Trabant ist ohne Leben. Und auf dem zweiten Trabanten wohnen viele Millionen Intelligenzwesen.”

Der Tanz der Kvinses wurde immer nervöser, jetzt schwirrten die Energiefunkens umeinander wie aufgescheuchte Fische.

“Wir wollen nach Mohahh!”

“Das ist berechtigt. Doch wenn ihr Hakilh zündet, werden Millionen Wesen sterben. Es muß einen anderen Weg geben.”

“Nein. Denn unser Khanmia ist gestorben.”

“Was ist ein Khamma? Bedenkt, daß ich keine Kvinses bin!”

“Das Schiff der Kvinses sprang von Stern zu Stern, schon seit Äonen. Als wir Hakilh erreicht hatten, starb unser Khamma. Ohne ihn konnte das Schiff der Kvinses die feinen Ströme Hakilhs nicht mehr nutzen. Wir hatten keine Energie für den großen Sprung!”

“Verstehe ich das richtig?” fragte sie. “Ihr braucht einen Khamma, um mit weniger Energie als der einer Nova Mohahh zu erreichen?”

“Ja.”

Luava war jetzt sicher, daß mit dem Wort “Khamma” so etwas wie ein Steuermann gemeint war.

“Wie weit ist Mohahh entfernt?”

Der Translator brauchte eine Weile für die Übersetzung, doch dann hörte sie: “310 Millionen Lichtjahre. Ein weiter Sprung, den wir ohne Khamma niemals schaffen werden. Wir haben es oft versucht. Die Explosion von Hakilh ist unsere einzige Chance, wollen wir Mohahh jemals wiedersehen. Energie, große Mengen. Die Kvinses werden sterben...”

“Vielleicht”, sagte Luava. “Aber habt ihr das Recht, die Millionen Wesen aus dem Raum außerhalb mit euch zu töten?”

“Nein. Dennoch können wir nicht anders. Ohne andere unserer Rasse können wir nicht sein.”

Luava wußte, was das bedeutete. Die Kvinses waren zu verzweifelt, um jetzt noch anzuhalten. Sie spürte es an der Hektik ihrer Bewegungen; ein schlimmer Konflikt machte ihnen zu schaffen, und vielleicht würden sie daran zerbrechen. Doch um den Menschen auf Olymp Hoffnung zu bringen, brauchte es mehr als das.

Außerdem war da noch die Space-Jet.

Fellmer Lloyd und Ras Tschubai konnten nicht mehr lange warten.

“Vielleicht”, sagte sie bedächtig, “kann ich euch einen neuen Khamma verschaffen. Zeigt mir euer Raumschiff.”

Als sie in die Space-Jet zurückkehrte, hatte Luava ihre Entscheidung getroffen.

“Nun?” fragte der Telepath ungeduldig. Seine Stimme klang entschlossen - sie hatte nur noch wenig Zeit, ihn aufzuhalten.

“Seht auf die Instrumente”, empfahl Luava. “Ihr werdet bemerken, daß die Aktivitäten innerhalb von Boscyks Stern bereits stark nachgelassen haben.”

Ras setzte sich an eine Konsole, holte mit fliegenden Fingern Daten ein und überspielte sie an den Bordrechner der Jet. “Sie hat recht”, sagte er schließlich.

Fellmer atmete hörbar auf. Sie spürte förmlich, wie von seinem Körper die Last abfiel, wie sich die verspannten Muskeln lockerten.

“Wie hast du das gemacht, Luava?”

“Weißt du, Fellmer... Ich werde mit den Kvinses gehen. Kvinses, das ist ihr Name. Das Innere von Sonnen ist ihr Lebensraum. Sie sind vor langer Zeit in Boscyks Stern gestrandet und wollen zurück nach Hause. Dazu müssen sie entweder diesen Stern zur Nova machen - oder sie brauchen eine Art Steuermann. Jemand, der für sie die Feinabstimmung zwischen Energie und Raumschiff vornimmt. Dieser jemand bin ich. Die Fähigkeit ist mir angeboren.”

“Wir wußten ja, daß etwas an dir dran ist”, meinte Ras.

“Ja. Die Kvinses haben das auch bemerkt. Sie haben die Reizimpulse ihrer Station eingestellt. Daher die Beruhigung von Boscyks Stern. Die Sonne kehrt in den Zustand von früher zurück. Nur - ich werde die endgültige Normalisierung nicht mehr erleben.”

Fellmer stieß geräuschvoll Luft aus.

“Luava, das ist unmöglich. Du würdest womöglich nie wieder hierher zurückfinden.”

“Ich will auch gar nicht zurück.” Luava war sich in diesem Augenblick völlig sicher, mehr denn je zuvor in ihrem Leben. “Bei den Kvinses finde ich vielleicht das, wonach ich immer gesucht habe. Dort bin ich keine Blinde unter Sehenden, sondern ich bin ihr Khamma.”

“Was ist das?”

“Ich kann es nicht genau erklären. Genausowenig, wie Ras erklären könnte, auf welche Art er teleportiert. Ihr müßt mein Wort akzeptieren.”

“Das tun wir”, entschied Fellmer Lloyd. “Obwohl wir dich nicht verlieren möchten, Luava. Wir beide haben dich schon als Kind gekannt, und bei den augenblicklichen Wirren in der Milchstraße könntest du uns sehr helfen.”

Luava lachte.

“Zuerst helfe ich den Menschen auf Olymp. Und dann bin ich selbst an der Reihe. Ich denke, wir werden uns niemals wiedersehen. Ich habe nur noch eine Bitte an euch.”

Ras Tschubai stand auf und nahm sie in den Arm. Seine Hände strichen sanft über ihre Schultern. “Welche?” fragte er. “Du kannst dir wünschen, was du möchtest!”

“Ich möchte, daß ihr jemanden eine Nachricht überbringt. Werdet ihr das tun?”

Sie konnte fühlen, wie Fellmer und Ras einander ansahen.

“Natürlich tun wir es”, meinte der Telepath. Er suchte ein Stück Folie und einen Stift und reichte ihr wortlos beides.

Luava setzte sich und schrieb:

Lieber Blart,

wenn dies vor Dir liegt, bin ich wahrscheinlich schon weit weg. 310 Millionen

Lichtjahre sind eine Menge. Also denke nicht, daß Du mir folgen könntest. Ich weiß, daß Du mich liebst, und ich kann mir denken, daß dies für Dich ein harter Schlag sein wird.

Glaubst Du an Bestimmungen, Blart? Ich sage Dir, alles ist eine göttliche Fügung, oder ein Plan, wie Du willst. Das Augenlicht habe ich verloren, bevor ich geboren wurde. Hier, wo ich jetzt bin, brauche ich keine Augen, denn im Überfluß bedeutet Licht nicht viel. Heute habe ich meine Bestimmung gefunden. Ich muß ihr folgen, oder ich werde ewig unglücklich sein.

Wußtest Du, daß ich einmal einen Kater besessen habe? Soweit man ein Tier oder einen Menschen besitzen kann... Kirmin, so hieß der Kater, starb vor vielen Jahren. Ich war allein. Deshalb weiß ich zumindest ein bißchen, wie es Dir ergeht. Und ich weiß, daß dieser Brief für Dich nicht das Ende ist. Ab heute gehört die Farm Dir allein. Wenn Du so weitermachst, wird es eine sehr schöne Farm. Ich werde Dich nicht vergessen.

Luava.

“So.” Sie stand auf, faltete die Folie zusammen und reichte sie Fellmer Lloyd. “Es ist für den Mann, den ihr auf der Farm gesehen habt. Versprecht mir, daß er den Brief bekommt.”

“Wir versprechen es”, sagte Fellmer. “Und wenn wir ihn eine Woche lang suchen müssen.”

“Das wird nicht nötig sein. Ich habe ihn gebeten, auf der Farm zu warten. Dann hat er es auch getan.”

Sie gab beiden Männern die Hand. Anschließend klappte sie den Schutzanzug zu, verankerte Ding-Dong und ließ sich zur Schleuse führen. Alles, was sie zum Leben brauchte, würden die Kvinses herstellen können.

Nur keine heiße Schokolade, keinen warmen Sonnenuntergang auf der Terrasse der Shine-Farm. Aber das war es nicht, worauf es ankam.

Luava sprang hinaus.

Die Space-Jet nahm Fahrt auf und verschwand in den Turbulenzen von Boscyks Stern. Eine Weile spürte sie dem kleinen Schiff noch hinterher — doch irgendwann hatte sie Ras und Fellmer verloren.

Zwölf Funken aus Energie umringten sie und führten den Tanz der Kvinses auf. Und dort vorn wartete das fremde Schiff, das sie nach Mohahh steuern würde.

E N D E